

Jakob Vetsch

Davids Harfenspiel

*Predigten über
 Kinder*



Davids Harfenspiel *Jakob Vetsch*



OESCH VERLAG

Jakob Vetsch

Wolf und Lamm

*Predigten über Tiere. Mit einem
Begleitwort von Professor
Dr. Peter Schneider, Mainz, und
Federzeichnungen von Rolf Cigler,
Zürich. 128 Seiten, Leinen*

*Dann wird der Wolf beim Lamm
zu Gast sein...*

Jesaia 11, 6–9

*Diese Endzeitvision macht unsere
Not drastisch deutlich. Heute ist
eben der Wolf nicht zu Gast beim
Lamm. Da stehen die Tiere und
die Menschen nicht einfach bei-
sammen. Von der Einheit zwi-
schen Tier und Mensch, aber auch
von ihrem Auseinanderleben
handeln diese Tierpredigten.
Der Leser wird durch die Wider-
sprüche des Alltages geführt,
erkennt und kann schliesslich um-
sichtig zusammenhalten, was
notwendig zusammengehört.*



OESCH VERLAG,
CH-8152 GLATTBRUGG (ZÜRICH)



Jakob Vetsch

Davids Harfenspiel

Predigten über Kinder

Mit Illustrationen von
Rolf Cigler, Zürich



Oesch Verlag

Alle Rechte, einschliesslich derjenigen des auszugsweisen Abdruckes und der fotomechanischen Wiedergabe, der Übertragung auf Ton- oder Bildträger jeder Art, vorbehalten.

© 1985 bei Oesch Verlag,
Glattbrugg (Zürich)
Schutzumschlag und Einbandvignette:
Rolf Cigler, Zürich
Satz und Druck: BuchsDruck, Buchs
Einband: Buchbinderei Burckhardt, Zürich-Mönchaltorf

ISBN 3-85833-340-9

Meiner lieben Mutter
ANNY VETSCH-ENGLER
In herzlicher Dankbarkeit
für Deine Gebete

Inhalt

Einleitung: Gott ist ein Kindernarr!	9
Sara lachte	13
Es geht um Isaak	21
Mose im Binsenkästchen	29
Wenn dein Kind dich fragt . . .	35
Samuel – gottgeweiht	42
Der Hirtenbub David spielt für den schwermütigen König Saul	49
Davids Kind muss sterben	55
Mutterliebe gibt frei	63
Das göttliche Kind	68
Der weise Schüler	75
Mädchen, steh' auf! (Totensonntag)	79
Eutychus – Musterknabe oder Kummerbub? (1. Advent)	83
Der warnende Junge (2. Advent)	89
Christophorus und das Kind	95
Ausklang: Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder . . . (3. Advent)	99
Nachwort	107
Literaturverzeichnis	109

Gott ist ein Kindernarr!

Einleitung

Eine alte Geschichte aus dem zweiten Jahrhundert berichtet:

«Es war einmal ein Mann, der in seinem Testament bestimmte, dass sein Sohn nichts erben solle, bis er, der Vater, ein Narr geworden sei.

Der Rabbi Jose ben Juda und der Rabbi Juda, der Prinz, gingen zu dem Rabbi Josua ben Karcha, um ihn in dieser Sache zu befragen. Da sahen sie ihn vor seinem Haus und beobachteten, wie er auf Händen und Füßen kroch und ein Schilfrohr in seinem Munde trug und seinem Sohn folgte. Als sie ihn sahen, versteckten sie sich. Danach gingen sie zu ihm hin und sprachen ihn auf das Testament an. Er lachte und sagte: 'Die Sache, um die ihr mich befragt, ist soeben mit mir geschehen!'

Also seht ihr, dass ein Mensch, der gerne Kinder hat, sich wie ein Narr verhält.»

Ja, Kinder und Narren gehören zusammen. Wir reden von «Kindernarren» und pflegen zu sagen: «Kinder und Narren sprechen die Wahrheit.» Im tiefsten Grunde weiss unsere Seele um die grosse Bedeutung der Kinder, denn wir Menschen sind närrisch und nekkisch, verspielt und verträumt veranlagt: «Das Kind im Manne!» Und doch reagieren wir oft so unnatürlich wie die Jünger (Markus 10, 13–16):

Einige Leute brachten ihre Kinder zu Jesus, damit er ihnen die Hände auflegte, aber die Jünger wiesen sie ab. Als Jesus es bemerkte, wurde er zornig und sagte zu seinen Jüngern: «Lasst die Kinder doch zu mir kommen und hindert sie nicht, denn gerade für sie steht die neue Welt Gottes offen. Täuscht euch nicht: Wer sich der Liebe Gottes nicht wie ein Kind öffnet, wird sie niemals erfahren.» Dann nahm er die Kinder in die Arme, legte ihnen die Hände auf und segnete sie.

Wenn immer Jesus ein Kind sah, schickte er sich sogleich an, seine Jünger zu belehren und sie zu ermahnen, in diesen Kleinen ein Vorbild wahrer Jüngerschaft zu erkennen. Damit vertauschte er

geschickt die Rollen und stellte die gängigen Vorstellungen auf den Kopf: Für Jesus ist der Kleine gross – der Grosse ist klein. Die Lehr- und Lernsituation wird umgestülpt. Ist das nicht verrückt? Doch, ganz närrisch! Gott ist ein Kindernarr!

Die Jünger waren schockiert, so wie damals, als Jesus mit gleicher Leidenschaft eine Frau in Schutz nahm (Markus 14, 3–9):

Jesus war in Betanien bei Simon, dem Aussätzigen. Während des Essens kam eine Frau herein. Sie hatte ein Fläschchen mit reinem, kostbarem Nardenöl in der Hand (Salböl, das im Altertum aus seltenen, wohlriechenden Pflanzen, z. B. Baldrian, hergestellt wurde). Das öffnete sie und goss Jesus das Öl über den Kopf. Einige der Anwesenden waren empört darüber. «Was soll diese Verschwendung?» sagten sie untereinander. «Dieses Öl hätte man für mehr als dreihundert Silberstücke verkaufen und das Geld den Armen geben können!» Sie machten der Frau heftige Vorwürfe. Aber Jesus sagte: «Lasst sie doch in Ruhe! Warum bringt ihr sie in Verlegenheit? Sie hat mir einen guten Dienst getan. Arme wird es immer bei euch geben, und ihr könnt ihnen jederzeit helfen, wenn ihr nur wollt. Aber mich habt ihr nicht mehr lange bei euch. Sie hat das Schönste getan, was sie tun konnte: Sie hat dieses Öl über meinen Körper gegossen, um ihn schon im voraus für das Begräbnis zu salben. Ich versichere euch: Überall in der Welt, wo die gute Nachricht verkündet wird, wird man auch berichten, was sie getan hat und an sie denken.»

So berührt uns auch heute noch die selbstlose Tat jener Frau. In der alten Welt der Erde zählt die stolze Parade der grossen Männer und damit der Helden und Sieger – in der neuen Welt Gottes wiegt dagegen das klägliche Schicksal der Verlierer und ewig Besiegten: der Kinder und der Frauen. Beide gehören im gewissen Sinn zu den «Armen», von denen Jesus sagt (Lukas 6, 20): «Freut euch, ihr Armen! Ihr werdet mit Gott in der neuen Welt leben!»

Dabei geht es um viel mehr als um soziales Engagement und um Gerechtigkeit, es geht darum, dass wir vor Gott nicht anders als arm sein können.

Ein Schüler kam zu einem Rabbi und fragte: «Früher gab es Menschen, die Gott von Angesicht zu Angesicht gesehen haben. Warum gibt es die heute nicht mehr?» Darauf antwortete der Rabbi: «Weil sich niemand mehr so tief bücken will.»

Im Kleinen und Niedrigen, im Tiefen wird Gott geschaut, und dieser identifiziert sich völlig damit (Markus 9, 33–37): Sie kamen nach Kafarnaum, und als sie im Haus waren, fragte Jesus seine Jünger: «Worüber habt ihr euch denn unterwegs gestritten?» Sie schwiegen, denn sie hatten sich gestritten, wer von ihnen wohl der Bedeutendste wäre. Da setzte sich Jesus hin, rief alle zwölf zu sich und sagte: «Wer der Erste sein will, der muss sich allen anderen unterordnen und ihnen dienen.» Er winkte ein Kind herbei, stellte es in ihre Mitte, nahm es in seine Arme und sagte: «Wer in meinem Namen solch ein Kind aufnimmt, der nimmt mich auf. Und wer mich aufnimmt, der nimmt nicht nur mich auf, sondern gleichzeitig den, der mich gesandt hat.»

Nicht von ungefähr hatte Meister Eckhart die Vision vom «nackigten Buben». In der Kunst werden zahlreiche Heilige mit Kindern dargestellt: Briccius und Wirnto tragen Kinder auf den Armen, bei Augustinus schöpft ein Knabe Wasser aus dem Meer, Willibrord hält einen Jungen an der Hand, und die beiden Heiligen Franz von Assisi und Antonius von Padua haben das Jesuskind bei sich.

In den Sagen und Märchen erscheinen Wildmannli, Zwerge und Elfen als ernstzunehmende Ausgestaltungen der schöpferischen Kraft in uns selber. Und in der Psychologie hat Carl Gustav Jung den Kind-Archetypus eindrücklich als Repräsentant der Ganzheit der menschlichen Seele beschrieben.

Um diese Ganzheit der Seele, um unser Heil geht es Jesus. Der Platz, den die Kinder in einer Gesellschaft einnehmen, ist der Gradmesser ihres Lebenswertes. Wurde zu früheren Zeiten das Kind als «kleiner Erwachsener» missachtet, so wird es heutzutage schonungslos vermarktet und dem Markt der Grossen geopfert. Einerseits reisst sich eine raffinierte Werbung um das Kind, andererseits kümmert sich

unsere Gesellschaft einen Deut um verdächtig zaghaft durchsickernde Berichte plötzlichen, «unerklärlichen» Kindstods: Folgt auf das Waldsterben das Kindersterben? Sie sind die nächst Schwächeren!

Es gibt Tausende von Büchern über die Erziehung von Kindern, aber kaum eines über das Kind als Erzieher. Und doch hat Jesus vor zweitausend Jahren davon gesprochen: Er stellte das Kind in die Mitte, gab ihm den Ehrenplatz und liess die Welt um es kreisen – nicht umgekehrt. Aber dies scheint bis heute nicht in unser Bewusstsein gedrungen zu sein!

Der deutsche Dichter Friedrich Hebbel (1813–1863) schrieb einst: «Kinder sind Rätsel von Gott und schwerer als alle zu lösen, aber der Liebe gelingt's, wenn sie sich selber bezwingt.» An der Liebe wird es liegen, wenn Gott so grosse Stücke von den Kindern hält – denn Gott ist die Liebe (1. Johannes 4, 8), und wahre Liebe ist bedingungslos.

Darum sind Kindernarren immer Menschenfreunde – und Gott ist ein Kindernarr!

Sara lachte

In einer der witzigsten und zugleich tiefgründigsten Erzählungen, die das Alte Testament (1. Mose 18, 1–16) schildert, lesen wir:

«Abraham wohnte bei den Eichen von Mamre. Eines Tages, als er um die Mittagszeit am Eingang seines Zeltes sass, erschien ihm der Herr.

Abraham sah plötzlich wenige Schritte vor sich einen Fremden mit zwei Begleitern stehen. Sofort lief er ihm entgegen, verneigte sich bis zur Erde und sagte: 'Mein Herr, wenn du mir eine Gunst erweisen willst, dann geh nicht an meinem Haus vorüber! Ich stehe dir zu Diensten. Ich will sogleich Wasser bringen lassen. Wascht euch die Füsse und macht es euch unter dem Baum bequem; ich will inzwischen eine kleine Erfrischung holen, damit ihr gestärkt euren Weg fortsetzen könnt. Wozu sonst seid ihr vorbeigekommen?'

'Es ist gut', sagten die Fremden. 'Tu, was du vorhast!'

Abraham lief in sein Zelt und sagte zu Sara: 'Schnell, nimm drei Schüsseln von deinem besten Mehl und backe Brotfladen!' Dann ging er zum Vieh und suchte ein schönes, gesundes Kalb aus. 'Schnell, bereite es zu!' befahl er dem Knecht. Als es gar war, nahm er noch Milch und saure Sahne und trug alles hinaus unter den Baum. Er bediente seine Gäste, und sie liessen es sich schmecken.

Als sie gegessen hatten, fragten sie Abraham: 'Wo ist deine Frau Sara?' 'Drinne im Zelt', erwiderte er. Der Herr sagte: 'Nächstes Jahr um diese Zeit komme ich wieder zu dir, dann wird deine Frau einen Sohn haben.'

Sara stand im Rücken Abrahams am Zelteingang und hörte es. Lautlos lachte sie in sich hinein. Abraham und Sara waren nämlich schon alt, und Sara wusste, dass sie keine Kinder mehr bekommen konnte. 'Aus den Jahren bin ich heraus', dachte sie, 'und mein Mann ist auch zu alt. Die Zeit der Liebe ist für uns vorbei.'

Da sagte der Herr zu Abraham: 'Warum lacht Sara? Warum zweifelt sie daran, dass sie noch ein Kind bekommen wird? Für den Herrn ist nichts unmöglich! Nächstes Jahr um diese Zeit komme ich

wieder, dann hat Sara einen Sohn.' 'Ich habe doch nicht gelacht', sagte Sara. Sie hatte Angst bekommen. Aber der Herr sagte: 'Doch, du hast gelacht!'

Die drei Männer machten sich auf den Weg, und Abraham begleitete sie ein Stück weit.»

Man stelle sich vor: Sara war neunzig Jahre alt, als sie vom Herrn die Verheissung vernahm, übers Jahr noch einen Sohn zu bekommen, – und ihr Mann Abraham zählte zu jener Zeit hundert Jahre! Sara war schön, aber unfruchtbar. Daher hatte sie Abraham ihre Magd Hagar gegeben. Diese gebar ihm den Sohn Ismaël. Das trug Sara viel Herzeleid ein. Und nun erschien im hohen Alter der Herr mit der festen Zusage: «Nächstes Jahr wird deine Frau einen Sohn haben.» Da lachte Sara, denn das war doch ein starkes Stück! Der Herr treibt seinen Schalk mit Sara – Gott ist witzig! Schau nach in deinem Leben, studiere deinen Weg. Ist dir nicht auch schon etwas geschehen, das man «Ironie des Schicksals» nennt? Hier überraschte es Sara, und deshalb musste sie lachen. Kinder werden aus Liebe gezeugt, und sie sollte nochmals fähig zur Liebe sein! Ist das nicht grotesk?

Auch Abraham lachte, wie wir dem vorhergehenden Kapitel (1. Mose 17, 1–21) entnehmen können:

«Dann sagte Gott zu Abraham: 'Deine Frau Sarai sollst du von jetzt an Sara nennen. Ich will sie segnen und dir auch durch sie einen Sohn schenken. Sie soll die Mutter ganzer Völker werden, und Könige sollen von ihr abstammen.'

Abraham neigte sein Gesicht zur Erde und lachte in sich hinein. 'Ich bin hundert Jahre alt und Sara ist neunzig', dachte er, 'wie sollen wir da noch ein Kind bekommen!' Er sagte zu Gott: 'Wenn nur Ismaël am Leben bleibt! Lass doch deine Zusage für ihn gelten!'

Aber Gott sagte: 'Nein! Deine Frau Sara wird einen Sohn zur Welt bringen. Du sollst ihn Isaak nennen. Ihm und seinen Nachkommen gilt meine Zusage für alle Zeiten. Auch deine Bitte für Ismaël will ich erfüllen: Ich werde ihn segnen und ihm zahlreiche Nachkommen schenken. Ich mache ihn zum Vater eines grossen Volkes von zwölf

Stämmen. Aber mein Bund gilt für Isaak, den dir Sara gebären wird. Übers Jahr um diese Zeit wird er zur Welt kommen.'»

Neben dem Witz, der diese Geschichte auszeichnet, birgt sie auch tiefen Ernst in sich.

Der Herr kam zu Abraham, darüber wird der Leser gleich zu Beginn aufgeklärt. Abraham hingegen sah zunächst nur «einen Fremden mit zwei Begleitern» vor sich stehen. Gott erscheint oft völlig unvermittelt – und mittellos! In der gnadenlosen, flimmernden Mittagshitze Palästinas kehrte er bei Abraham ein.

Wir können uns für die ermüdeten, staubbedeckten Wanderer keine grössere Wohltat vorstellen als die Rast unter der kühlen Eiche. Abraham tischte auf, was er anzubieten hatte. Mit seinem Eifer brachte er alle Zeltbewohner in Bewegung. Das Mahlen und Backen besorgten die Frauen, das Schlachten des Kalbes die Männer. Danach kehrte Ruhe ein, Abraham bediente seine Gäste, und sie liessen es sich schmecken. Was hier berichtet wird, ist nicht nur das Vorspiel zum nachfolgenden Gespräch, sondern die Vorbedingung! Hätte Abraham die Reisenden nicht aufgenommen, dann wäre die ganze Geschichte nicht geschehen. Hätte er die Fremden nicht bewirtet, dann wäre die Begegnung fruchtlos geblieben. Gott wäre nicht bei Abraham eingekehrt. Und Christus sagt (Matthäus 25, 35): «Ich war hungrig, und ihr habt mir zu essen gegeben; ich war durstig, und ihr habt mir zu trinken gegeben; ich war fremd, und ihr habt mich bei euch aufgenommen.» Gott erscheint im Bedürftigen.

Der japanische Zeichner Masahiro Kasuya illustrierte meisterhaft für unsere Kleinen Leo Tolstois Legende «Martin der Schuster». Der Schuster hörte eines Tages die Stimme: «Martin! Schau morgen hinaus auf die Strasse. Ich will zu dir kommen.» Am nächsten Morgen sah Martin den alten, müden Stephan beim Schneeschaukeln. Er lud ihn zu sich in die warme Stube zum Tee ein. Nach einer Weile entdeckte Martin eine frierende Frau mit ihrem kleinen Kind auf den Armen. Er rief sie zu sich, versorgte sie mit der Suppe vom Herd und gab ihr seine alte Jacke für das Kind mit. Kaum waren Mutter und

Kind fort, vernahm er das Geschrei eines Buben, der einer Marktfrau einen Apfel gestohlen hatte. Martin schlichtete den Streit, und der Knabe trug der Frau den schweren Korb.

Am Abend hörte Martin, der Schuster, beim Bibellesen wieder die Stimme: «Ich bin bei dir gewesen, Martin. Hast du mich erkannt?» Erstaunt fragte dieser: «Wann? Wo?» Da sah er plötzlich den alten Stephan im Licht der Lampe stehen, daneben die junge Mutter mit dem Kind, und auch den Jungen mit dem Apfel und die Marktfrau mit dem Korb am Arm. «Erkennst du mich jetzt?» flüsterte die Stimme – dann waren alle mit einemmal verschwunden.

In unserer Sagenwelt erscheint Christus häufig als armer Greis, der die Sennen um ein Almosen bittet: Die reiche Sennerin auf der Totalp im Prättigau versagte ihm die Einkehr, was sie um die Grundlage ihres Reichtums, um die Fruchtbarkeit der Alp brachte, – während auf den Weiden der benachbarten Alp frische, neue Kräuter sprossen; dort wurde der Wanderer gastfreundlich aufgenommen.

*Allein die Frau verschloss ihr Ohr
des frommen Greises Bitte.
«Genug geschwatzt, Ihr alter Tor!»
sprach sie und verschloss die Hütte.
Es starb des Greises letztes Wort
in dem erblassten Munde;
er schlich am Stab gekrümmt fort
zum nächsten Hirtengrunde.*

*Dort sennete ein armer Mann.
«Willkommen bei uns Hirten!»
sprach der und sah den Müden an:
«Kommt, ich will euch gern bewirten!
Ruht hier! Da habt ihr frisches Heu
von jenes Hügels Matte.»*

*Er ging und brachte Milch herbei
 und alles, was er hatte.
 Der Greis nahm einen Trunk und ging:
 «Dass Gott euch treu bewahre».
 Und sieh', ein lichter Feuerring
 umglänzt des Greises Haare.
 Und wo er ging, hob sich der Grund,
 es sprossen frische Kräuter,
 die Aue wurde wunderbunt.
 Den Greis sah niemand weiter.

 Doch jene Flur mit fettem Gras
 ward allgemach zur Wüste,
 und, wie verzehrt vom Feuerfrass,
 blieb nur ein Steingerüste.
 Kein Kraut wächst dort bis diesen Tag,
 die Flur ward wie verwehet,
 wie von des Todes Sensenschlag
 auf einmal abgemähet.*

Auch in der Antike war die Vorstellung vom wandernden Gott geläufig, gibt uns doch der siebzehnte Gesang von Homers «Odyssee» zu bedenken:

«Oft tragen die Götter entfernter Fremdlinge Bildung. Unter jeder Gestalt durchwandeln sie Länder und Städte, dass sie den Frevel der Menschen und ihre Frömmigkeit schauen.»

Bei Abraham hat Gott Frömmigkeit geschaut. Mehr noch – er hat sie zu spüren bekommen, körperlich erfahren in überreicher Gastfreundschaft. «Der essende Gott», das hat die Bibelausleger aller Zeiten gestört! Warum eigentlich? Gott als Feinschmecker, als Gourmet – «sie liessen es sich schmecken» – warum nicht? Miteinander essen bedeutet Gemeinschaft, Familie, und jede echte Gemeinschaft ist auf gemeinsames Essen angewiesen. Denken wir nur an das Abendmahl in der Gemeinde, das die Vorwegnahme des letzten,

herrlichsten Mahles ist, das wir zusammen im Himmel noch genießen werden.

Essen verbindet, und wir dürfen verbunden sein mit unserem Gott; wir dürfen eins sein mit Gott durch unsern Heiland Jesus Christus, der uns ganz macht. Gemeinsames Essen ist ein tiefer Ausdruck ganzheitlicher Lebensweise, denn Essen und Lieben gehören zusammen. Der Himmel ist vielleicht doch weltlicher als wir meinen, aber ich glaube: die Welt darf ruhig auch etwas himmlischer werden! Dann haben wir es alle schöner miteinander, schon jetzt, schon hier auf dieser Erde.

Bei den «Eichen von Mamre» ereignete sich unserer Geschichte. Abraham herrschte nicht, er diente. Aus Mamre ward nicht «Totalp», sondern ein weltberühmtes Heiligtum: die Terebinthe, der Terpentibaum; die Pistazie des Mittelmeerraumes, aus der Terpentin und Gerbstoff gewonnen werden, von Mamre bei Hebron. Und Abraham wurde nicht um seinen Reichtum gebracht wie die geizige Sennerin, sondern die Verheissung Gottes: «Ich will dich zu einem grossen Volk machen und dich segnen» (1. Mose 12, 2) nahm Gestalt an: «Nächstes Jahr wird deine Frau einen Sohn haben.»

Das Wort aus dem Hebräerbrief (13, 2) erinnert wohl an unsere tiefsinnige alttestamentliche Erzählung: «Vergesst nicht, gastfreundlich zu sein. Auf diese Weise haben einige, ohne es zu wissen, Engel aufgenommen.» Abraham hat Engel aufgenommen! Offene Herzen und offene Häuser ziehen das Leben an, ziehen Gott selber an! Wenn wir in Gott bleiben wollen, wenn wir am Leben bleiben wollen, dann müssen wir heutzutage mehr Zeit füreinander aufbringen, viel mehr Zeit. Wir müssen einander einladen, miteinander essen, miteinander denken und beten, – und so werden wir auch jene Phantasie erhalten, die bei unseren heutigen Problemen zur Rettung der Welt nötig ist.

Bei den Eichen von Mamre entstand nicht Tod, sondern Leben. Da entstand nicht Wüste wie auf «Totalp» und wie in Sodom und Gomorrha, – was gerade das nächste Kapitel im 1. Buch Mose als warnender Kontrast belegt! – sondern Zukunft. Ein Kind wurde



angekündigt, das die alte Sara bekommen sollte, – «unmöglich bei den Menschen, möglich aber bei Gott» (Matthäus 19, 26).

Friedrich Nietzsche schrieb in seinem «Zarathustra»:

*Unschuld ist das Kind
und Vergessen,
ein Neubeginnen,
ein Spiel,
ein aus sich rollendes Rad,
eine erste Bewegung,
ein heiliges Ja-sagen.*

Abraham und Sara durften in ihrem Alter noch einmal neu beginnen. Sie hatten Grund zum Lachen, und wir mit ihnen (1. Mose 21, 1—8):

«Der Herr vergass Sara nicht: er schenkte ihr, was er versprochen hatte. Sie wurde schwanger und gebar Abraham noch in seinem Alter einen Sohn. Das geschah um die Zeit, die Gott angegeben hatte. Abraham nannte den Sohn, den Sara ihm geboren hatte, Isaak. Als Isaak acht Tage alt war, beschnitt er ihn, genau wie Gott es angeordnet hatte.

Abraham war bei Isaaks Geburt 100 Jahre alt. Sara aber sagte: 'Gott hat dafür gesorgt, dass ich lachen kann. Jeder, der davon hört, wird mit mir lachen. Noch nie hat Abraham es erlebt, dass ihm einer die Nachricht brachte: Deine Frau Sara stillt ein Kind. Aber jetzt in seinem Alter habe ich ihm noch einen Sohn geboren!'

Isaak wuchs und gedieh. Als er von der Mutterbrust entwöhnt war, feierte Abraham mit seinen Leuten ein grosses Fest.»

Es geht um Isaak

Das Leben des Erzvaters Abraham war wohl kaum ein Leben, wie es sich unsere Mütter für ihre Kinder wünschten!

Zunächst verliess er auf Gottes Geheiss mir nichts dir nichts Verwandtschaft und Vaterland und zog aus Haran weg ins Land Kanaan. Dort erwartete ihn eine Hungersnot, die ihn vorübergehend nach Ägypten vertrieb. Lange blieb ihm Nachkommenschaft versagt, bis ihm die Magd Hagar den Sohn Ismaël gebar. Noch nicht genug: Nachdem Sara in hohem Alter Abraham den Sohn Isaak geboren hatte, musste er Hagar und Ismaël wegen niederträchtiger Neidereien schmerzvoll fortjagen!

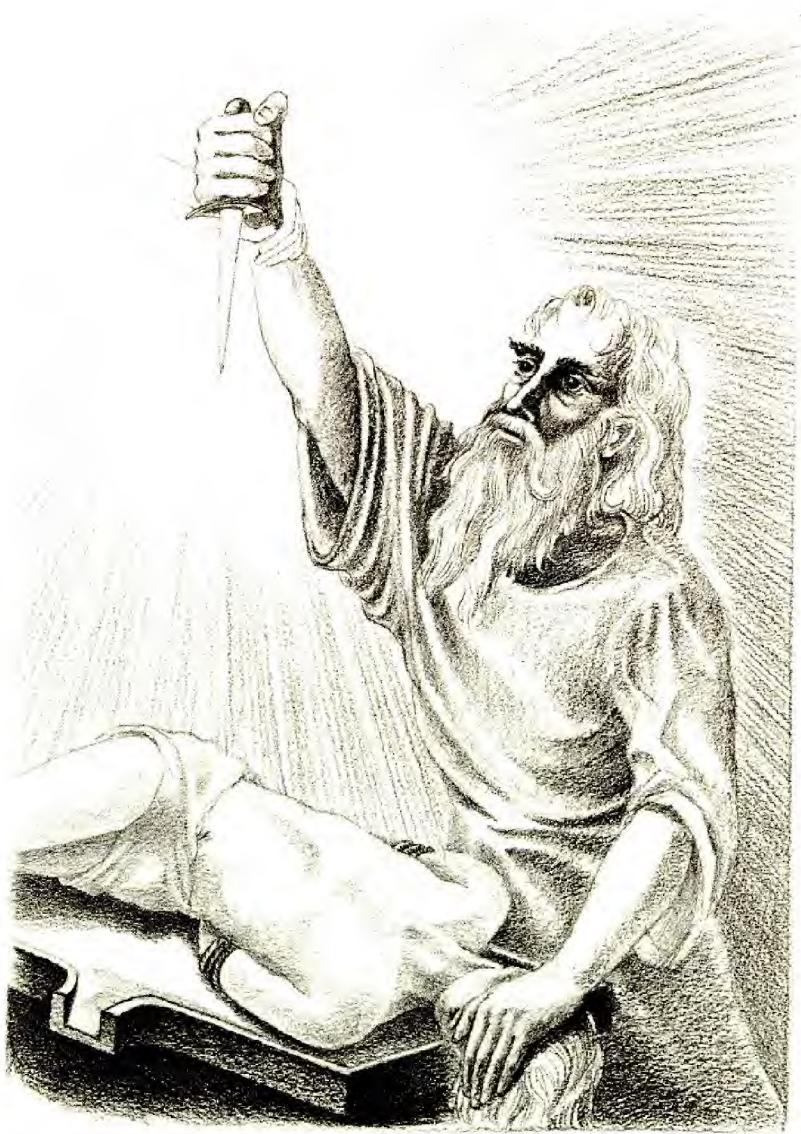
Diese leidige Lebensgeschichte, diese gehetzte Wanderschaft erhielt nun den dramatischsten ihrer zahlreichen spannungsgeladenen Höhepunkte. Als gerade Friede über dem Haus waltete, forderte Gott den ganzen, einzigen Trost Abrahams: das Opfer seines Sohnes Isaak, der ihm noch übriggeblieben war!

Die formvollendetste und abgründigste aller Vätergeschichten (1. Mose 22, 1–19) berichtet darüber:

«Als Isaak grösser geworden war, wollte Gott Abraham auf die Probe stellen. 'Abraham!' rief er. 'Ja, ich höre', erwiderte Abraham. 'Nimm deinen Sohn', sagte Gott, 'deinen einzigen, der dir ans Herz gewachsen ist, den Isaak! Geh mit ihm ins Land Moriija auf einen Berg, den ich dir nennen werde, und bringe ihn mir dort als Brandopfer dar.'

Am nächsten Morgen stand Abraham früh auf. Er spaltete Holz für das Opferfeuer, belud seinen Esel und machte sich mit seinem Sohn auf den Weg zu dem Berg, den Gott ihm nannte. Auch zwei Knechte nahm er mit. Am dritten Tag erblickte er den Berg in der Ferne. Da sagte er zu den Knechten: 'Bleibt hier mit dem Esel! Ich gehe mit dem Jungen auf den Berg dort drüben, um zu Gott zu beten; dann kommen wir wieder zurück.'

Abraham packte seinem Sohn die Holzscheite auf den Rücken; er



selbst nahm das Becken mit glühenden Kohlen und das Messer. So gingen die beiden miteinander.

Nach einer Weile sagte Isaak: 'Vater!'

'Ja, mein Sohn?'

'Feuer und Holz haben wir, aber wo ist das Lamm für das Opfer?'

'Gott wird schon für ein Opferlamm sorgen!'

So gingen die beiden miteinander. Als sie auf den Berg kamen, baute Abraham einen Altar und schichtete die Holzscheite auf. Dann fesselte er Isaak und legte ihn auf den Altar, oben auf den Holzstoss. Schon fasste er nach dem Messer, da rief der Engel des Herrn vom Himmel her: 'Abraham! Abraham!' 'Ja, ich höre!' 'Halt ein! Tu dem Jungen nichts zuleide! Jetzt weiss ich, dass du Gott gehorsam bist. Du warst bereit, mir sogar deinen einzigen Sohn zu opfern.'

Als Abraham aufblickte, sah er einen einzelnen Schafbock, der sich mit seinen Hörnern im Gestrüpp verfangen hatte. Er ging hinüber, nahm das Tier und opferte es anstelle seines Sohnes auf dem Altar. Er nannte den Ort 'Der Herr sorgt vor'. Noch heute sagt man: 'Auf dem Berg des Herrn ist vorgesorgt.'

Noch einmal rief der Engel des Herrn vom Himmel und sagte zu Abraham: 'Ich, der Herr, schwöre bei mir selbst: Du hast mir gehorcht und warst sogar bereit, mir deinen einzigen Sohn zu geben. Deshalb will ich dich reich beschenken und deine Nachkommen so zahlreich werden lassen wie die Sterne am Himmel oder die Sandkörner am Meeresstrand. Sie werden ihre Feinde besiegen und deren Städte erobern. Bei allen Völkern der Erde wird man dann zueinander sagen: Gott segne dich wie die Nachkommen Abrahams! Das ist die Belohnung dafür, dass du meinem Befehl gehorcht hast.'

Abraham kehrte wieder zu seinen Knechten zurück, und sie gingen miteinander nach Beërscheba. Dort blieb Abraham wohnen.»

Mit grösster sprachlicher Kunst schildert der Erzähler das grauenvollste Erlebnis Abrahams und seines Sohnes, das uns heute schier unbegreiflich vorkommen muss. Obschon der Leser nicht darüber im unklaren gelassen wird, dass «Gott Abraham auf die Probe stellen»

wollte, entbehren die kommenden Ereignisse keineswegs aufreibender Dramatik: Abraham selbst kannte den Ausgang dieses Abenteurers mit seinem Gott nicht zum vornherein! Und doch zögerte er keinen Moment, dem eindeutig vernommenen Befehl des Herrn Folge zu leisten. Gleich am nächsten Morgen rüstete er alles Notwendige und machte sich unverzüglich mit seinem Sohn Isaak auf den Weg.

Abraham liebte sein Kind sehr. Rücksichtsvoll packte er ihm die harmlosen Holzscheite auf den Rücken – er selber nahm die für den Knaben gefährlichen Gegenstände auf sich, das Becken mit den glühenden Kohlen und das Messer. Nun verlangsamte sich die Erzählung quälend: «So gingen die beiden miteinander.»

Isaak dämmert es, und er fragt kurz: «Vater, wo ist das Lamm für das Opfer?» Abraham würgt es, er antwortet – ungeahnt treffend – knapp: «Gott wird schon für ein Opferlamm sorgen!» Und wieder dieses schleppende: «So gingen die beiden miteinander.»

Am bezeichneten Berg angekommen, verlangsamte sich die Erzählung noch quälender bis in die Beschreibung der einzelnen Handlungsabläufe hinein: «Abraham baute einen Altar und schichtete die Holzscheite auf. Dann fesselte er Isaak und legte ihn auf den Altar. Schon fasste er nach dem Messer, da rief der Engel des Herrn: 'Abraham! Abraham!' 'Ja, ich höre!' 'Halt ein! Jetzt weiss ich, dass du Gott gehorsam bist.'» Der Widder in der Nähe war die Erlösung.

Ein Wandteppich aus dem 12. Jahrhundert im Dom zu Halberstadt zeigt diese Szene: Abraham hält seinen Sohn Isaak am Schopf, das Schwert erhoben, – der Engel zeigt aus dem Himmel auf den verfangenen Schafbock – die Gesichter strahlen befreit auf!

Mit Recht wurde das Opfer immer als bereits vollbracht empfunden, wie es uns der Hebräerbrief (11, 17–19) des Neuen Testaments nahelegt: «Weil Abraham Gott vertraute, brachte er ihm seinen Sohn als Opfer dar, als er von Gott auf die Probe gestellt wurde. Er war bereit, seinen einzigen Sohn zu opfern, obwohl Gott ihm doch versprochen hatte: 'Durch Isaak wirst du Nachkommen haben.'»

Abraham rechnete fest damit, dass Gott Isaak auch wieder lebendig machen konnte. Darum erhielt er seinen Sohn gleichsam vom Tod zurück.»

Gott hatte von Abraham viel – alles! – gefordert, denn von Isaak sollten, gemäss der Verheissung, die unzähligen Nachkommen abstammen. Das ganze Haus Israel stand da auf dem Spiel, bis hin zum Heiland, beginnt doch das Evangelium von Matthäus mit den Worten: «Jesus Christus ist ein Nachkomme Davids und Abrahams.» Es ging einfach um alles, um das ganze Leben, auch um unser Leben, denn Christus ist das Leben: «Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.» (Johannes 14, 6)!

Wir erspüren aus dieser Geschichte mitfiebernd: Musste Abraham sich ehemals von seiner ganzen *Vergangenheit* trennen, als er von Haran auszog, so war nun auf dem Berg im Land Morija die Preisgabe seiner ganzen *Zukunft* bestellt. Und eigenartig ist: Indem er das Leben völlig losgelassen und in Gottes Hände gelegt hatte, wurde es ihm geschenkt! Das ist das Geheimnis der Bibel überhaupt: Wer absolut freigibt, der gewinnt; wer stirbt, der lebt; wer die Gnade hat, loszulassen, der erhält zurück! Denn am Kreuz auf Golgatha gab Gott selber seinen einzigen Sohn, den er liebte, als das wahre Opferlamm her. Und das ist die grösste Liebes- und Lebensgeschichte aller Zeiten, in die wir – du und ich – tief mithinein gezogen sind: «Gott liebte die Menschen so sehr, dass er seinen einzigen Sohn hergab.» (Johannes 3, 16) Daraus entsteht Leben, lautet doch gleich der nächste Satz im Johannesevangelium: «Nun wird jeder, der sein Vertrauen auf den Sohn Gottes setzt, nicht zugrunde gehen, sondern ewig leben.»

In manchem klingt der Bericht von Isaaks Opferung an das grösste Opfer der Weltgeschichte an, das die endgültige Erlösung gebracht hat: Es drehte sich um den einzigen Sohn, Isaak, von dem der einzige Sohn Gottes, Jesus Christus, abstammen und an dem unser ganzes Heil, unser ganzes Leben, hängen sollte. Wo es um das Leben geht, da geht es immer um Leben *und* Tod; denn Christus ist der Gekreuz-

zigt-Auferstandene. Er sagt: «Wer sein Leben festhalten will, wird es verlieren. Wer es aber um meinetwillen verliert, der wird es gewinnen.» (Matthäus 10, 39).

In die Erzählungen um Abraham hinein verwoben ist die unglückselige Geschichte von Sodom und Gomorrhha, der wegen ihrer frevelhaften Bewohner zerstörten Stadt. Lots Frau, obwohl sie die Chance hatte, zu fliehen, schaute zurück und erstarrte zu einer Salzsäule. Demgegenüber konnte Abraham im Vertrauen auf Gott, – der das Leben will!, – seine Vergangenheit und seine Zukunft loslassen, und er hat auf diese Weise das Leben gefunden.

Gewiss hat Abraham ein schreckliches Leben geführt. Eine spätjüdische Überlieferung – von der die Bibel allerdings nichts weiss – besagt, Sara habe nach der Rückkehr Abrahams auf die Nachricht vom Geschehenen hin sechs Schreie ausgestossen und sei am Schreck gestorben. Gewiss hat Abraham ein schreckliches Leben geführt, wie wir es unseren Kindern vielleicht nicht wünschten. – Warum eigentlich nicht? Was kümmern uns seltsam verschlungene Lebensläufe, wenn doch Gottes Segen darüber liegt? «An Gottes Segen ist alles gelegen!» gibt der weise Volksmund zu bedenken. Behüten wir unsere Kinder zu sehr mit menschlich-kleinkarierten Vorstellungen, die Gott nichts zutrauen? Die Heilige Schrift lehrt, dass wir das Liebste vollkommen hergeben müssen, wenn Segen darüber liegen soll. Letztlich wird diese Lebens-Frage zur Überlebens-Frage an uns: Sind wir bereit, alles vollständig Gott anheimzustellen und uns von seinen Plänen überraschen zu lassen – oder bleiben wir an unseren festgefahrenen Meinungen kleben? Muss es mit dieser Welt so weitergehen, wie es die klugen Menschenköpfe aushecken: Satellitenfernsehen, Weltraummilitarisierung (Star-Wars!), Robotermenschen, Mikrotechnik, immer mehr und noch mehr? Wenn es so weitergeht, dann opfern wir unsere Kinder auf eine ganz andere Weise – wie es Gott nicht wohlgefällt! Die heutigen Probleme lassen sich nur noch mit viel Phantasie bewältigen, einer Phantasie, die wir nur im Hergeben und im Vertrauen auf Gott erhalten.

Irgendwie erinnert mich das Vorkommnis aus der Geschichte Israels an eine Legende der Schweizer Geschichte, die Friedrich Schiller in seinem «Wilhelm Tell» dargestellt hat: Die letzte Szene des dritten Aufzuges mit Tells Schuss in die Mitte des Apfels auf dem Kopf seines Sohnes. Ein Kind steht auch hier plötzlich im Zentrum des Geschehens. Es geht um die Zukunft, um die Freiheit; das gehört zusammen. Tell hat den Abzug losgelassen – und getroffen! Schiller lässt ihn mit den Worten schliessen: «Der Knab ist unverletzt, mir wird Gott helfen.»

Anders zeichnet Thomas Manns Novelle «Der Tod in Venedig» die tragische Figur Gustav von Aschenbachs. Dieser verliebt sich in den Jüngling Tadzio:

«Später lag Tadzio, vom Bade ausruhend, im Sand, gehüllt in sein weisses Laken, das unter der rechten Schulter durchgezogen war, den Kopf auf den blossen Arm gebettet; und auch wenn Aschenbach ihn nicht betrachtete, sondern einige Seiten in seinem Buche las, vergass er fast niemals, dass jener dort lag und dass es ihn nur eine leichte Wendung des Kopfes nach rechts kostete, um das Bewunderungswürdige zu erblicken. Beinahe schien es ihm, als sässe er hier, um den Ruhenden zu behüten, – mit eigenen Angelegenheiten beschäftigt und dabei doch in beständiger Wachsamkeit für das edle Menschenbild dort zur Rechten, nicht weit von ihm. Und eine väterliche Huld, die gerührte Hinneigung dessen, der sich opfernd im Geiste das Schöne zeugt, zu dem, der die Schönheit hat, erfüllte und bewegte sein Herz.»

Aschenbach ver-fällt dem Knaben: «Denn der Verliebte ersorgte nichts, als dass Tadzio abreisen könnte, und erkannte nicht ohne Entsetzen, dass er nicht mehr zu leben wissen werde, wenn das geschähe. Neuerdings begnügte er sich nicht, Nähe und Anblick des Schönen der Tagesregel und dem Glücke zu danken; er verfolgte ihn, er stellte ihm nach.»

Und die Cholera be-fällt Aschenbach, ohne dass er seiner Liebe näher gekommen wäre:

«Minuten vergingen, bis man dem seitlich im Stuhle Hinabgesunkenen zu Hilfe eilte. Man brachte ihn auf sein Zimmer. Und noch desselben Tages empfing eine respektvoll erschütterte Welt die Nachricht von seinem Tode.»

Es ist und bleibt eine alte Weisheit: Lass deine Liebe los, sonst verlässt sie dich; lass dein Leben los, sonst verlässt es dich! Gib deine Liebe frei, dann befreit sie dich; gib dein Leben frei, dann befreit es dich!



So kam es, dass die Frau ihr eigenes Kind mit nach Hause nehmen und stillen konnte. Als der Junge gross genug war, brachte sie ihn wieder zurück. Die Tochter des Pharaos adoptierte ihn als ihren Sohn. Sie sagte: 'Ich habe ihn aus dem Wasser gezogen.' Darum gab sie ihm den Namen Mose.»

Diese ans Herz greifende Erzählung hat zu allen Epochen starken Widerhall bei den Kunstschaffenden gefunden: Viele Bilder und Theateraufführungen bis in die heutige Zeit hinein zeugen davon. Sie zählt zur literarischen Gattung der Kindheitsgeschichten und erinnert an entsprechende Zeugnisse über Jesus. Ihr klassisches Legendenmotiv des ausgesetzten und wieder aufgefundenen Knaben ist ein uralter, tiefgehender Mythos in der Geschichte der menschlichen Seele und der Völker.

Aus der zweiten Hälfte des dritten vorchristlichen Jahrtausends stammt die Geburtslegende des Königs Sargon von Akkad, der als bedeutender Herrscher im Zweistromland des alten Orients regiert hat. Dieser wurde von einer ungenannten Mutter nach seiner Geburt in einem mit Erdpech verschlossenen Schilfkästchen im Euphrat ausgesetzt, von einem Feldarbeiter aufgefischt und angenommen, bis ihn endlich die Göttin Istar lieb gewann und zu einem grossen und mächtigen König machte.

Zweifellos packt die Vorstellung des verlassenen Kleinkindes unsere Gemüter – Kinder überhaupt wissen zu fesseln. Nicht von ungefähr beginnt der Literaturkenner Peter Schneider die Aufzeichnungen seiner Reise «Mainz – Peking '73» mit der Überlegung: «Babys sind 'süss', kleine Bären, kleine Hunde, kleine Schweden, kleine Chinesen sind süss. Süsse Narrheiten, süsse Hoffnungen, süsse Sentimentalität. Alte Leute sind nicht 'süss'. Zuviel Enttäuschung, Müdigkeit, Hass und Hässlichkeit, Erloschenheit, Ohnmacht... Möglichkeiten entzücken, Wirklichkeit macht sauer. Chinesenbabys sind besonders 'süss'. Das kann man nicht bestreiten. Wer's bestreitet, ist ein Unmensch. Süsse fremde Früchte!»

Schneider hat recht: Babys sind wirklich «süss»! So klein sie sind,

wecken sie die im Erwachsenen schlummernden gewaltigen Kräfte fürsorglicher Mütterlichkeit und beschützender Väterlichkeit. Der Verhaltensforscher Konrad Lorenz hat diesen Effektauslöser das «Kindchen-Schema» genannt. Antoine de Saint-Exupéry notierte in seiner Allegorie «Die Stadt in der Wüste» den denkwürdigen Satz: «Ich vermag Grösse nur in dem Krieger zu erkennen, der die Waffen niederlegt und sein Kind wiegt, *oder* in dem Gatten, der in den Krieg zieht.» Und er sinnierte auf seinem «Flug nach Arras»: «Ich ging in meinen Erinnerungen bis zur Kindheit zurück, um das Gefühl eines höheren Schutzes wiederzufinden. Männer geniessen keinen Schutz. Bist du einmal ein Mann, so lässt man dich laufen . . .» Wir reden ja auch von einem «Schutzengel», den die Kinder haben.

Das Kind Mose genoss höheren Schutz! Er nahm Gestalt an in einer überwältigenden Menschlichkeit, die förmlich aus unserem biblischen Bericht strahlt! Seine Eltern widersetzten sich dem barbarischen Befehl des Pharaos, solange es ging. Dann besorgte sich seine Mutter voller Liebe und Schmerz ein Binsenkästchen. Sie dichtete es sorgsam mit Pech gegen das Wasser ab und legte das Kind hinein. Vorsichtig setzte sie das Kästchen ins Schilf am Ufer des Nils. Wie fein laufen doch diese stillen Vorgänge zur Behütung des Kleinen auf ihrem traurigen Hintergrund ab! Als Wache verbarg sich die Schwester in der Nähe.

Was nun geschah, ruft ein so wahres Wort von Friedrich Hölderlin in Erinnerung, das wir im Gedicht «Patmos» lesen: «Nah ist und schwer zu fassen der Gott. Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch.» Mose blieb nicht allein. Der Psalmensänger (68, 6) weiss: «Vater der Waisen, Beistand der Witwen – das ist Gott in seiner heiligen Wohnung!» Es entbehrt nun allerdings nicht der Ironie, dass der ausgesetzte Knabe gerade von der Tochter des Pharaos gefunden – und adoptiert wurde! Hier liegt die freche Pointe der ganzen Geschichte: Sie hatte Mitleid mit dem Hebräerjungen.

Letztlich wurde der Kampf um das Leben von Mose und damit um das Schicksal des Volkes Israel im eigenen Haus des Pharaos ausgetra-

gen – dort lagen die Mächte im Widerstreit. Der Pharao sah seine Machtpolitik, seine Tochter sah den Menschen: Macht gegen Mensch, das Menschliche gegen das Mächtige – und auch das Göttliche! Gott schlug sich auf die Seite des Menschen, nicht auf die Seite der Taktik. Der Gegenspieler Pharaos, der einst sein Volk aus Ägypten herausführen sollte, wuchs in der Umgebung des Pharaos auf, und es mangelte ihm an nichts: Er wurde gar von seiner leiblichen Mutter gestillt, und diese erhielt erst noch Geld dafür!

Das alles gibt zu denken. Wieder geht es um ein Kind, wieder um die Zukunft und das Heil der Welt. Es geht um Macht und Ohnmacht, um Machtpolitik und ohnmächtiges Menschsein – und das zweite gewinnt schliesslich mit Gottes Hilfe! Es geht um die in sich selbst versponnenen, grausamen Absichten des Herrschers und um die barmherzigen Gefühle seiner Tochter: eine Frau gegen die Macht; die Macht gegen den Menschen, den Gott liebt. Dies ist das Drama, welches sich in den verschiedensten Ausgestaltungen stets wiederholt und dem Gott schlussendlich seinen Sohn geopfert hat, auf dass ganz klar ist, auf wessen Seite er steht: auf der Seite des Entrechteten, des Wehrlosen, des Unterdrückten.

Ich denke daran, wie schwer es eine Frau in der Schweiz hat, in den Bundesrat gewählt zu werden: Die Schlammschlacht von 1983 wiederholte sich 1984. Ich denke daran, wie schwer eine menschen-, tier- und naturfreundliche Politik ist: Tempo 80/120 km, um das jetzt monatelang gerungen wurde, stellt einen lächerlich kleinen Entscheid gegenüber den Massnahmen dar, die noch getroffen werden *müssen*, wenn diese Erde wohnlich bleiben soll. Ich denke daran, wie schwer es unsern Jugendlichen in der Ausbildung gemacht wird: In einer viel zu kopflastigen, herzlosen Welt müssen sie immer mehr Dinge lernen, die ihnen ja doch nicht das Glück bescheren. Eine totale Neuorientierung auf das Wesentliche und auf Gott hin tut not, damit der Mensch weiterleben kann!

Später führte Mose als Erwachsener das Volk aus dem Sklavenhaus Ägyptens heraus in die Freiheit. Die Bibel sagt es uns noch und noch:

Sich für die Kinder einsetzen heisst, für das Leben arbeiten. Der aus Polen stammende jüdische Schriftsteller Janusz Korczak nahm in seinem Büchlein «Die Kinder der Bibel» Bezug auf die Schönheit des Knaben Mose und schrieb:

«Jedes Kind ist wohlgestaltet in meinen Augen, jedes Kind weint und ist schwach, es kann sich nicht helfen, selbst wenn die Tochter Pharaos oder ein Wolf im Walde sich seiner erbarmt.»

Korczak ging 1940 als Leiter des Warschauer Waisenhauses für jüdische Kinder mit seinen Schützlingen ins Warschauer Getto. Zwei Jahre nachher wurde er zusammen mit ihnen im Konzentrationslager Treblinka ermordet. Kinder brauchen Gott und Menschen, sie brauchen gottesfürchtige Menschen!

Jeremias Gotthelf sagte einst: «Alle Kinder sind uns geheimnisvolle Gaben Gottes; welche Kraft die Schale birgt, wissen wir nicht, was aus dem Heiligtum der Seele heraustreten kann, wenn die rechte Stunde kommt, das kennen wir nicht.»

Darum steht es uns nicht zu, Leben zu zerstören. Wir werden alle Kräfte daransetzen müssen, eine kinder- und menschenfreundliche Welt zu schaffen, doch wir dürfen dessen gewiss sein: Gott hilft uns! Mose im Binsenkästchen hat es uns gezeigt: Gott rettet und macht Gerettete zu Rettern. Das ist die Kette des Guten, die immer weiterreicht und niemals endet!

Wenn dein Kind dich fragt . . .

Es geht um die Erziehung unserer Kinder, um das, was wir ihnen zu bieten haben, damit wir zu ihrem gesunden, kräftigen seelischen Gedeihen beitragen können.

Hand aufs Herz: Wie reagieren wir, wenn Kinder fragen? Mit «fragen» meine ich das Kind mit seinem vollen Anspruch, seinem ganzen Dasein, all seiner Offenheit und seiner natürlichen Neugierde. Das Kind ist ja überhaupt eine einzige «Frage»!

Zunächst müssen wohl wir Erwachsenen im Sinne einer ehrlichen, heilsamen Selbstkritik mit uns selbst hart ins Gericht gehen: Nehmen wir uns die Zeit, verfügen wir über die rechte Einstellung für das fragende Kind? Antoine de Saint-Exupéry beklagte sich im «Kleinen Prinzen»: «Die grossen Leute verstehen nie etwas von selbst, und für die Kinder ist es zu anstrengend, ihnen immer und immer wieder erklären zu müssen. Ich bin viel mit Erwachsenen umgegangen und habe Gelegenheit gehabt, sie ganz aus der Nähe zu betrachten. Das hat meiner Meinung über sie nicht besonders gut getan. Kinder müssen mit grossen Leuten viel Nachsicht haben.» Aha, so kann man es auch ansehen! Dichter haben ein besonders feines Gespür für Kinder, weil sie selber empfindsame Kinder waren.

Rainer Maria Rilke drückte sich in seinen «Briefen an einen jungen Dichter» noch deutlicher aus: «Einsam sein, wie man als Kind einsam war, als die Erwachsenen umhergingen, mit Dingen verflochten, die wichtig und gross schienen, weil die Grossen so geschäftig aussahen und weil man von ihrem Tun nichts begriff.

Und wenn man eines Tages einsieht, dass ihre Beschäftigungen armselig, ihre Berufe erstarrt und mit dem Leben nicht mehr verbunden sind, warum dann nicht weiter wie ein Kind darauf hinsehen als auf ein Fremdes, aus der Tiefe der eigenen Welt heraus, aus der Weite der eigenen Einsamkeit, die selber Arbeit ist und Rang und Beruf? Warum eines Kindes weises Nicht-Verstehen vertauschen wollen gegen Abwehr und Verachtung, da doch Nicht-Verstehen Alleinsein ist, Abwehr und Verachtung aber Teilnahme an dem, wovon man



sich mit diesen Mitteln scheiden will? Noch sind die Nächte da und die Winde, die durch die Bäume gehn und über viele Länder; noch ist unter den Dingen und bei den Tieren alles voll Geschehen, daran Sie (lieber Herr Kappus) teilnehmen dürfen; und die Kinder sind noch so, wie Sie gewesen sind als Kind, so traurig und glücklich, – und wenn Sie an Ihre Kindheit denken, dann leben Sie wieder unter ihnen, unter den einsamen Kindern, und die Erwachsenen sind nichts, und ihre Würde hat keinen Wert.»

Jean Paul hat einmal gesagt: «Die Erinnerung ist das einzige Paradies, aus dem der Mensch nicht vertrieben werden kann.» Wenn wir uns auf unsere Kindheit besinnen, müssen wir wohl eingestehen, dass dieses Paradies auch nicht mehr ist, was es früher war! Eine Kurzgeschichte von Rolf Krenzer zeichnet ein satirisches Bild von der «glücklichen Kindheit», die wir unsern Kindern so unglücklich bescheren:

*Ich besitze ein Zelt und einen Kran
und eine elektrische Eisenbahn,
siebzehn Puzzles und andere Spiele
und weichgepolsterte Kinderstühle.
Ein Fahrrad, einen Zauberkasten, sechs Bälle,
achtzig Autos mit einer Tankstelle,
Farbfernseher und Tischtennisplatte,
Trimm-dich-Bodenübungsmatte.
Auch Baukästen hab' ich, ich glaube sieben,
und Kuscheltiere zum Streicheln und Lieben.
Kassettenrecorder und Autobahn
schafften für mich meine Eltern an.
Ein handgeschnitztes Kasperltheater.
«Pass auf, es ist teuer!» sagte mein Vater.
Bücher und Platten, Bonbons und Konfekt.
Ich bin mit allem gut eingedeckt.
So hocke ich im Kinderzimmer
allein und langweile mich immer.*

Diese ketzerischen, aber gewiss berechtigten Gedankenanstöße zielen alle auf eines ab: Allzuoft steht die scheinbar wichtige Welt der Erwachsenen gegen die scheinbar unwichtige Welt der Kinder! Materielles steht gegen Geistiges, der Körper gegen die Seele. Resignation steht gegen Hoffnung, Realität gegen Phantasie, Erfahrung gegen Mut. Die Träume der Kinder werden zertrampelt, die Welt der Grossen und Kleinen verarmt. Wir wissen es, trotzdem lassen wir es immer wieder zu.

Das wollen wir also herzlich bedenken, wenn Kinder fragen. Sie brauchen nicht nur viel Zeit, sondern auch volle Hingabe im eigentlichen Wortsinn – Hingabe von Kopf, Herz und Hand. Verzicht auf das vermeintlich Wichtige, das uns gefangenhält. Sie brauchen uns als wahre Menschen, so wie Gott uns gedacht hat. Carl Gustav Jung hat die tiefe pädagogische Einsicht ausgesprochen: «Kinder werden durch das erzogen, was der Erwachsene *ist*, und nicht durch das, was er schwatzt.» Wie das Kind mit seiner Erwartung ganz «Frage» ist, so muss auch der Erwachsene mit seiner Haltung ganz «Antwort» sein.

Das empfiehlt auch die Bibel (5. Mose 6, 20–25): «Wenn eure Kinder fragen, wozu all die Weisungen, Gebote und Rechtsbestimmungen gut sind, die ihr vom Herrn, eurem Gott, bekommen habt, dann gebt ihnen zur Antwort: 'Als Sklaven mussten wir dem König von Ägypten dienen, doch der Herr befreite uns mit seinem starken Arm. Wir haben mit eigenen Augen gesehen, wie er durch seine grossen Wundertaten Verderben über den Pharao und seine Familie und über alle Ägypter brachte. Uns aber hat er aus Ägypten herausgeführt und in dieses Land gebracht, das er unsern Vätern versprochen hatte. Er will auch in Zukunft dafür sorgen, dass wir am Leben bleiben und dass es uns gut geht. Aber dafür verlangt er von uns, dass wir ihn ernst nehmen und nach den Geboten leben, die er uns gegeben hat. Wenn wir alles genau befolgen, was der Herr, unser Gott, uns befohlen hat, dann können wir vor ihm bestehen.'»

Interessant ist, wie die Bibel Leben und Glauben zusammensieht. Sie ruft uns zu: Erzähle deinem Kind die Geschichte, die du mit Gott

erlebt hast! Rede von dir und davon, wie der Herr, dein Gott, in dein Leben eingegriffen und dich frei gemacht hat! Berichte, was du mit eigenen Augen gesehen und am eigenen Leib erfahren hast! Und die Heilige Schrift verheißt uns: Wenn du Gott ernst nimmst, wirst du bestehen, dann wirst du leben.

Das sind keine weltfremden Theorien und verstaubten Dogmen, keine unbrauchbaren und billigen Rezepte. Da geht es um das Leben, und ich bin froh darum. Denn es ist einem jeden unter uns möglich, von seinem Leben mit Gott Zeugnis abzulegen. Das erfordert kein bestimmtes Wissen, keine spezielle Auszeichnung oder Ausbildung. Wie die Juden von der Rettung aus Ägypten reden konnten, so können wir Christen von der Rettung aus unserer Schuld berichten. Makellose Lebensläufe sind keineswegs Voraussetzung dafür, nur der Glaube an Gott und seinen Sohn. Bedingung ist kein konfessionsgebundenes Bekenntnis, sondern das Einstehen für den Glauben, der alle christlichen Kirchen und Gemeinschaften vereinigt. Dies ist das Wirksamste, was wir für die Kinder tun können: sie das Leben und die Vergebung spüren lassen, die wir persönlich empfangen. So verliert sich auch das Peinliche, welches religiösen Gesprächen heutzutage, ähnlich wie den sexuellen, anhaftet . . .

Wenn dein Kind dich fragt, warum du dich an die Worte der Bibel hältst, so lasse es wissen, wie frei dich das macht. Wenn dein Kind dich fragt, warum du zur Kirche gehst, so teile ihm mit, wie glücklich dich die Gemeinschaft mit Gott und seinen Menschen – deinen Brüdern und Schwestern – macht. Vielleicht wird es skeptisch sein und dich über längere Zeit beobachten, doch es kommt die Zeit, da es sich daran erinnert und dir dankbar dafür ist, dass du es über diese wichtigen Angelegenheiten nie im unklaren gelassen hast.

Wann soll die religiöse Erziehung ihren Anfang nehmen? So früh wie möglich! Du kannst für dein Kind beten, bevor es geboren ist, und es hat später Freude daran. Die Mutter von Rabbi Joschua stellte sofort nach der Geburt die Wiege ins Lehrhaus, «damit seine Ohren sich vom ersten Jahr an die Worte der fünf Bücher Mose gewöhnen».

Ihr Sohn wurde einer der Väter der jüdischen Überlieferungen, dessen Lehransichten bis heute massgebend sind! Paulus bestätigte seinem Schüler Timotheus (2. Timotheus 3, 14–15): «Du weisst, wer deine Lehrer waren, und kennst seit deiner Kindheit die heiligen Schriften. Sie können dir helfen, den Weg zur Rettung zu gehen, der uns durch das Vertrauen auf Jesus Christus eröffnet ist.» Kinder gehören von klein auf mit in den Familiengottesdienst, damit sie in das Glaubensleben der Gemeinde hineinwachsen.

Wir haben jetzt nur von der Erziehung durch die Eltern gesprochen. Ich möchte es nicht unterlassen, auch die Grosseltern zu erwähnen, denen eine unschätzbare Bedeutung zukommt.

Im 5. Buch Mose (4, 9) heisst es: «Seht zu, dass ihr nie vergesst, was ihr mit eigenen Augen gesehen habt! Haltet die Erinnerung daran euer Leben lang lebendig und erzählt es euren Kindern *und Enkeln* weiter.» Und der Talmud unterrichtet: «Wer das Kind seines Kindes die Thora lehrt, dem rechnet es die Schrift an, als hätte er sie vom Berge Sinai in Empfang genommen.» Den Grosseltern wird das grössere Gewicht in der religiösen Erziehung der Kinder beigemessen! Gläubige Grossväter und Grossmütter sind ein Segen für die Familie. Es bleibt mir immer in Erinnerung, wie eindringlich mich die Mutter meines Vaters an ihrem Sterbebett bat, «den Heiland zu keiner Zeit und in keiner Situation zu vergessen». Und es ist mir unauslöschbar im Gedächtnis, wie tief es mich als Kind beeindruckt hat, als ich eines Abends meine Grossmutter mütterlicherseits beim halblauten Gebet mit gefalteten Händen vor der Kommode ihres Schlafzimmers antraf. Es wirkt auf Kinder doppelt stark, wenn sie erfahren, mit welcher Kraft ihre Grosseltern das Leben gemeistert haben. Betende und helfende Grosseltern sind ein Glück.

Was hier von den Eltern und Grosseltern gesagt wird, hat seine Gültigkeit für alle Erwachsenen: Als geistige Eltern, als Lehrer und Freunde, Nachbarn und Mitbürger sind wir um das Wohl der Kinder herzlich besorgt. Ob wir an diesem Angelpunkt bestehen, daran entscheidet sich das Wohl der Welt. Das weiss der Talmud. Deshalb

schliesse ich mit einem weiteren seiner kostbaren Sätze: «Die Welt hat nur Bestand wegen des Hauches der Schulkinder!» Aus diesem Grund ist es so wichtig, dass wir gewappnet sind, wenn die Kinder uns fragen.

Samuel – gottgeweiht

«Unsere Doris, unsere Marlen, unser Martin, unser Hans – mein Kind», wie schnell reden wir so von den Kleinen, die uns anvertraut sind! Was meinen wir eigentlich in diesem Zusammenhang mit «unser» und «mein» Kind? Soll das besitzanzeigende Hilfswort bedeuten: Es gehört uns? Oder: Es stammt von uns? Oder etwa: Es steht in einer besonderen Beziehung zu uns? Haben Sie darüber schon einmal nachgedacht? Ich lade Sie dazu ein, es mit mir zu tun.

Der arabische Schriftsteller und Maler Kahlil Gibran (1883–1931) warnt in seiner Schrift «Der Prophet» eindringlich vor besitzergreifendem Denken:

«Eure Kinder sind nicht *eure* Kinder.

Es sind die Söhne und Töchter von des Lebens Verlangen nach sich selber.

Sie kommen durch euch, doch nicht *von* euch.

Und sind sie auch bei euch, so gehören sie euch doch nicht.

Ihr dürft ihnen eure Liebe geben, doch nicht eure Gedanken, denn sie haben ihre eigenen Gedanken. Ihr dürft ihren Leib behausen, doch nicht ihre Seele, denn ihre Seele wohnt im Hause von morgen, das ihr nicht zu betreten vermöget, selbst nicht in euren Träumen.

Ihr dürft euch bestreben, ihnen gleich zu werden, doch sucht nicht, sie euch gleich zu machen. Denn das Leben läuft nicht rückwärts, noch verweilet es beim Gestern.

Ihr seid die Bogen, von denen eure Kinder als lebende Pfeile entsandt werden.

Der Schütze sieht das Zeichen auf dem Pfade der Unendlichkeit, und Er biegt euch mit Seiner Macht, auf dass Seine Pfeile schnell und weit fliegen.

Möge das Biegen in des Schützen Hand euch zur Freude reichen, denn gleich wie Er den fliegenden Pfeil liebet, so liebt Er auch den Bogen, der standhaft bleibt.»

Empfinden wir nicht meist umgekehrt? Wir wollen die Zukunft bestimmen, die Kinder formen, biegen, zurechtbiegen nach unsern

Wünschen. Wir zwingen ihnen unsere Ansichten auf, und wenn es anders herauskommt, als wir es uns vorgestellt haben, dann sind wir enttäuscht.

Gibran, der scharfsinnige, geistreiche und beherzte Denker des Orients, sieht es anders. Da sind wir die Werkzeuge, die Bogen des Schützen, die gespannt und losgelassen werden. Die Kinder aber sind die Pfeile, die mit der grossen Kraft des Schützen auf den Weg der Ewigkeit entsandt werden. An uns ist es also, lernwillig, elastisch zu sein; wir werden auf die Probe gestellt und haben uns zu bewähren. Die Kinder aber sind für ein neues Land der Seele bestimmt, das wir nicht mehr betreten können. Darum haftet ihnen stets etwas Geheimnisvolles an und – wenn wir es respektieren – etwas Heiliges.

Von «Besitz» kann also nicht die Rede sein. Nicht einmal im Ernst von Abstammung, da wir alle schlussendlich den einen Schöpfergott zum Vater haben. Wenn wir «unser» oder «mein» Kind sagen, dann ist damit nur die Beziehung angedeutet, in der wir zu diesem Kind stehen.

In der Geschichte von Samuels Geburt (1. Samuel 1) kommt dieser Gedanke wunderbar zum Ausdruck:

«In Ramatajim im Gebiet der Sippe Zuf im Bergland von Efraïm lebte ein Mann namens Elkana. Sein Vater hiess Jeroham, sein Grossvater Elihu und sein Urgrossvater Tohu; der war ein Sohn des Efraïmiters Zuf. Elkana hatte zwei Frauen, Hanna und Peninna. Peninna hatte viele Kinder, Hanna war kinderlos.

Elkana ging einmal in jedem Jahr mit seiner Familie nach Schilo, um zum Herrn, dem Gott Israels, zu beten und ihm ein Opfer darzubringen. In Schilo versahen Hofni und Pinhas, die beiden Söhne Elis, den Priesterdienst. Beim Opfermahl gab Elkana jedem in seiner Familie einen Anteil vom Opferfleisch; Hanna aber bekam ein Extrastück. Er liebte sie mehr, obwohl der Herr ihr Kinder versagt hatte. Darauf begann Peninna regelmässig zu sticheln und suchte Hanna wegen ihrer Kinderlosigkeit zu kränken. Sie trieb es soweit, dass Hanna weinte und nichts essen konnte. Elkana fragte sie dann:

'Warum weinst du? Warum isst du nichts? Was bedrückt dich? Hast du an mir nicht mehr als an zehn Söhnen?'

Wieder einmal war es so geschehen. Als man gegessen und getrunken hatte, stand Hanna auf und ging zum Eingang des Heiligtums. Neben der Tür sass der Priester Eli auf seinem Stuhl. Hanna war ganz verzweifelt. Unter Tränen betete sie: 'Herr, du Gott Israels, hab doch Erbarmen und nimm diese Schande von mir! Schenk mir einen Sohn! Ich verspreche dir, dass er dir gehören soll.'

Hanna betete lange, und Eli beobachtete sie. Er sah, wie sie die Lippen bewegte; aber weil sie still für sich betete, konnte er nichts hören. Darum hielt er sie für betrunken. 'Wie lange willst du dich hier so aufführen?' fuhr er sie an. 'Schlaf erst einmal deinen Rausch aus!' 'Nein, Herr', erwiderte Hanna, 'ich habe nichts getrunken; ich bin nur unglücklich und habe mein Herz vor dem Herrn ausgeschüttet. Denke nicht so schlecht von mir! Ich habe grossen Kummer, ich bin ganz verzweifelt. Deshalb habe ich hier so lange gebetet.'

'Geh in Frieden', sagte Eli zu ihr, 'der Gott Israels wird deine Bitte erfüllen.' Hanna verabschiedete sich und ging weg. Sie ass wieder und war nicht mehr traurig.

Am nächsten Morgen standen Elkana und seine Familie früh auf, beteten noch einmal im Heiligtum des Herrn und kehrten nach Rama zurück. Als Elkana das nächste Mal mit Hanna schlief, erhörte der Herr ihr Gebet. Sie wurde schwanger und gebar einen Sohn. Sie sagte: 'Ich habe ihn vom Herrn erbeten' und nannte ihn Samuel.

Im nächsten Jahr ging Elkana wieder mit seiner Familie nach Schilo. Er wollte dem Herrn ein besonderes Opfer darbringen, das er ihm versprochen hatte. Hanna ging diesmal nicht mit. Sie sagte zu ihrem Mann: 'Sobald der Junge alt genug ist und ich ihn nicht mehr nähren muss, bringe ich ihn in das Heiligtum des Herrn. Dann soll er für immer dort bleiben.' Elkana war damit einverstanden. 'Warte ruhig solange', sagte er. 'Möge der Herr dann auch wahrmachen, was er diesem Kind zugesagt hat!' So blieb Hanna zu Hause und betreute den kleinen Samuel.



Als Samuel ein paar Jahre alt war, brachte ihn seine Mutter zum Heiligtum des Herrn nach Schilo. Auch einen dreijährigen Stier, einen kleinen Sack Mehl und einen Schlauch Wein nahm sie mit. Nachdem die Eltern den Stier geschlachtet hatten, brachten sie den Jungen zu Eli. 'Erinnerst du dich, Herr?' sagte Hanna. 'Ich bin die Frau, die einmal an dieser Stelle stand und betete. Hier ist das Kind, um das ich damals Gott angefleht habe; er hat mein Gebet erhört. Auch ich will nun mein Versprechen erfüllen: Das Kind soll für sein ganzes Leben dem Herrn gehören.' Und alle warfen sich zum Gebet vor dem Herrn nieder.»

Hanna leidet. Für die orientalische Frau ist Kinderlosigkeit ein schweres Unglück. In alttestamentlicher Zeit galten hohes Alter, viele Kinder und grosser Reichtum als besonderer Segen Gottes. Der Psalmist (127, 3) verkündete: «Kinder sind ein Geschenk des Herrn, mit ihnen belohnt er die Seinen.»

Ja, Kinder sind ein Geschenk, weil wir viel durch sie erhalten – doch sie sind nicht unser Eigentum. Sie sind Leihgaben, die eigentlich Gott gehören. Hanna weiss das. Sie bittet um ein Kind und legt zum Vorneherein das Gelübde ab, es Gott zu weihen.

Naheliegend wäre wohl gewesen, dass die Mutter nach all den durchgestandenen Qualen, Zweifeln und Kämpfen das Kind an sich gekettet hätte. Das Gegenteil trifft zu. Obschon der Bericht deutlich durchblicken lässt, dass die glückliche Frau ihr Kleines ausgiebig gestillt und das Stillen auch ausgekostet hat, gibt sie es völlig her. Sie weihet es Gott.

Aus dem kleinen Samuel wurde später der grosse Prophet und Richter, der Saul zum König salbte. Nach dem unsagbaren Leid vor der Geburt und dem absoluten Verzicht nach der Geburt der überreiche Segen in seinem Leben! Wir wollen bei der Taufe «unserer» Kinder daran denken: sie sind Leihgaben. Wir erhalten sie, aber wir müssen sie auch wieder loslassen. Je früher wir das innerlich tun, desto mehr Segen liegt darauf.

Es ist ein hässliches Bild, wenn Eltern «ihre» Kinder für sich

behalten wollen. Entweder bleiben sie dann stets gefangen im goldenen Käfig, oder sie brechen mit gewaltiger Kraft aus und kommen nicht mehr zurück. In beiden Fällen sind sie – mindestens für die Eltern – verloren.

Anders zeigt es die Geschichte von Samuels Geburt. Hanna ist die glückliche Mutter eines gottgeweihten Kindes. Dieses schöne Gefühl drückt die nachfolgende Hymne (1. Samuel, 2, 1–10) aus, die sehr an das Magnifikat der Maria im Lukasevangelium erinnert:

*Herr, du hast mich fröhlich gemacht,
du hast mich wieder aufgerichtet und mich gestärkt!
Jetzt kann ich über meine Feinde lachen.
Ich bin voller Freude, weil du mir geholfen hast.
Der Herr allein ist heilig;
es gibt keinen Gott ausser ihm.
Keiner kann schützen wie er.
Tut nicht so gross!
Spielt euch doch nicht so auf!
Prahlt nicht so frech mit euren Plänen!
Der Herr weiss alles, was ihr tut;
er hält Gericht über jede schändliche Tat.
Starken Männern zerbricht er die Waffen;
Schwachen und Entmutigten gibt er neue Kraft.
Reiche müssen ihr Brot mit eigener Hand verdienen;
Arme brauchen nicht mehr zu klagen und können feiern.
Die Frau, die kinderlos war, bringt sieben Kinder zur Welt,
doch die Kinderreiche behält nicht eines.
Der Herr tötet und macht lebendig,
er verbannt in die Totenwelt,
und er ruft aus dem Tod ins Leben zurück.
Er macht arm, er macht reich,
lässt die einen hochkommen
und bringt die anderen zu Fall.*

*Die Verachteten holt er aus ihrem Elend
und bringt sie zu Ehren,
er lässt sie aufsteigen in den Kreis der Angesehenen
und gibt ihnen einen Ehrenplatz.*

*Denn die ganze Erde gehört dem Herrn;
er hat sie errichtet auf Fundamenten, die nicht wanken.
Der Herr leitet und schützt alle, die ihm vertrauen;
aber seine Feinde enden in Finsternis.*

*Keiner, der sich auf seine eigene Kraft verlässt,
erringt den Sieg.*

*Wer sich gegen den Herrn auflehnt, geht zugrunde;
der Höchste im Himmel lässt seinen Donner gegen ihn grollen.*

*Der Herr hält Gericht über die ganze Erde.
Er hat seinen König erwählt und eingesetzt,
darum gibt er ihm Sieg und grosse Macht.*

Möge es auch uns geschenkt werden, dass wir Kinder, Zukunft und Leben ganz in Gottes Hand legen dürfen, auf dass dem wahren Herrn der Welt gedient sei: Jesus Christus!

Der Hirtenbub David spielt für den schwermütigen König Saul

«Heute bin ich nicht gut aufgelegt! Heute muss keiner etwas von mir wollen! Mir ist etwas über die Leber gekrochen! Ich bin niedergeschlagen!» Sicher haben Sie auch schon solch griesgrämige Redewendungen ausgestossen. Wir kennen dunkle Zeiten, in denen unsere Augen – der Spiegel der Seele! – matt und ohne Lebensfreude sind. Hie und da sind uns die Gründe für die Verdunkelung des Gemüts bekannt; dann und wann kommt sie jedoch scheinbar grundlos über uns.

Wie dem auch sei, König Saul wurde einst von einer derartig bösen Widerwärtigkeit heimgesucht. Liebevoll machten sich seine Vertrauten Gedanken, wie der Depression des Königs abzuhelfen sei. Sie kamen dabei auf eine glänzende Idee (1. Samuel 16, 14–23):

«Der Herr hatte seinen Geist von Saul genommen und ihm einen bösen Geist geschickt, der ihn oft quälte. Da sagten seine Leute zu Saul: 'Du weisst selbst, dass ein böser Geist dich heimsucht. Sollen wir uns nicht nach einem Mann umsehen, der Harfe spielen kann? Du brauchst nur zu befehlen! Wenn dann der böse Geist über dich kommt, kannst du dir etwas vorspielen lassen; das wird dich aufmuntern.'

'Ja', antwortete Saul, 'sucht mir einen geschickten Harfenspieler und bringt ihn zu mir!' Einer von den jungen Leuten sagte: 'Ich kenne jemanden: Isai in Bethlehem hat einen Sohn, der Harfe spielen kann. Er stammt aus einer angesehenen Familie und ist ein tüchtiger Kämpfer. Er versteht, zur rechten Zeit das rechte Wort zu sagen und ist von schöner Gestalt. Der Herr steht ihm bei.'

Da sandte Saul Boten zu Isai und liess ihm sagen: 'Schick mir doch deinen Sohn David, der die Schafe hütet!' Isai gab David einen mit Broten beladenen Esel und einen Schlauch Wein mit, dazu einen jungen Ziegenbock. So kam David ins Haus des Königs und trat in seinen Dienst. Der König fand Gefallen an ihm und machte ihn zu seinem Waffenträger. Seinem Vater Isai liess er sagen: 'David ist mir lieb und wert. Lass ihn in meinem Dienst bleiben!'



Immer, wenn der böse Geist über Saul kam, griff David zur Harfe. Dann wurde es Saul leichter ums Herz, und der böse Geist verliess ihn.»

Ist es nicht rührend, wie der Jüngling das Herz des Königs gewinnt? Einer der hervorragendsten deutschen Maler unseres Jahrhunderts, Otto Dix, hat diese Szene von Davids Harfenspiel meisterhaft realistisch dargestellt: Saul lauscht gebannt dem hinreissenden Saitenspiel des Knaben. Die schwere, massige Herrschergestalt nimmt den Hauptteil des Bildes ein. Mit weit aufgerissenen, finsternen Augen unter der reichverzierten Königskrone sitzt er da, in der gewaltigen Rechten den Speer, die andere Hand auf die sorgenumwitterte Brust gelegt. Die Herzhälfte ist in malerisches Schwarz getaucht. Saul wirft einen dunklen Schatten an die Wand. Daneben, lichtvoll überstrahlt, der junge David im schlichten Hirtenhemd, gedankenversunken im göttlichen Spiel. Die einfache, helle Harfe liegt in den feinen Händen, das Haupt ist demütig geneigt. Er dominiert das Geschehen. Zwei Menschen: Der Herrscher und der Diener, der Mächtige und der Geringe, der Reiche und der Arme, der Schwermütige und der Leichtherzige. Traurige Trostlosigkeit und fröhlicher Trost!

Dazu kommt es, weil es von Saul heisst: «Der Herr hatte seinen Geist von ihm genommen» und für David gilt: «Der Herr steht ihm bei.» Die Geschichte zeigt, dass Saul im Gegensatz zu David nicht mehr vom Geist des Herrn beseelt war. Nur so konnte es zum Gegenüber des innerlich armen Reichen und des innerlich reichen Armen kommen.

Eine Legende, die wir Helene Haluschka verdanken, bringt uns diese Wahrheit auf andere Weise nahe:

Einige uralte Mönche pflegten in tiefster Waldabgeschiedenheit Gott zwar von Herzen, aber mit krächzenden, erbärmlich falschen Tönen zu loben. Dies rief nicht nur den Zorn böser Menschen hervor, sondern liess gar die Vögel, denen einst der heilige Franziskus gepredigt hatte, neidlos verstummen.

Eines Weihnachtsabends erreichte jedoch unverhofft ein halb erfrorener junger Sänger ihre abgelegene Felshöhle. Die Mönche waren übergücklich. Keiner von ihnen wagte angesichts der herrlichen Stimme des Jünglings auch nur einen Ton von sich zu geben.

Am nächsten Morgen brachen die Mönche zeitig zur Frühmesse auf, und siehe da:

«Als die Mönche die Tür der Kapelle öffnen wollten, strahlte ihnen ein Licht entgegen, so blitzhell, dass sie zuerst geblendet die Augen schlossen. In heller Glorie stand ein Engel da, und als sie endlich schauen konnten, da merkten sie, dass er sie traurig ansah.

‘Was ist mit den ehrwürdigen Brüdern geschehen?’ fragte er milde, ‘dass wir in der Heiligen Nacht ihren herrlichen Gesang entbehren mussten?’

Der grosse, strahlende Engel musste seine Frage mehrmals wiederholen, ehe die Mönche begriffen, dass sie ihnen galt.

‘Wir – und herrlicher Gesang! Verzeihung, himmlischer Bruder, aber das sind doch nicht wir? Wir singen falsch, wie allgemein bekannt’, erwiderten sie im Chor.

‘Ich bin doch ein Brummer’, klagte sich Bruder Laurentius an.

‘Und ich habe kein Gehör’, sagte Bruder Bonifatius.

‘Mir verschlägt es immer die Stimme’, seufzte ein Dritter.

Der Engel schüttelte den Kopf.

‘Wir da oben hören nur das herrliche Loblied, das aus der Tiefe eurer Herzen kommt, und gestern haben wir es in unserer Seligkeit entbehrt.’

‘Für uns hat ein begnadeter Sänger gesungen, habt ihr nicht seiner wundervollen Stimme gelauscht?’

‘Nein’, sagte nachdenklich der Engel. ‘Die schönste Stimme kann uns nicht erreichen, wenn sie ihrer selbst nicht vergessen kann und wenn sie nicht von Gottes Liebe beseelt ist.’

Der Engel verschwand, alle knieten auf der Schwelle der Kapelle nieder, und der Sänger, der nichts gesehen und gehört hatte als zuerst

den Schrecken und dann die Anbetung der Mönche, liess sich erzählen, was geschehen war und senkte den Kopf.

‘Betet für mich, ehrwürdige Brüder’, bat er ernst, ‘damit eines Tages auch meine Stimme würdig wird, den Weg zum Himmel zu finden.’

Er sprach’s und ging in die Einsamkeit, um Gott allein zu dienen in Demut und Liebe.

Die musizierenden Mönche aber setzten ihren Lobgesang fort bis zu ihrem Tode, und der letzte, Bruder Laurentius, sang noch am Sterbelager mit jener wohlklingenden Stimme, die nur einen Ton hatte: ‘Gelobt sei der Herr, der sich gnädig jedem Liede neigt, das aus reinem Herzen und gutem Willen erklingt. Amen.’»

Nun haben wir zwei parallele und einander doch eigenartig zuwiderlaufende Erzählstränge: Beide Male, in der Geschichte Sauls und in derjenigen der Mönche, erfreut ein begabter Jüngling mit vollendeter Harmonie das Gemüt. Beide Male ertönen in jugendlicher Frische «himmlische» Klänge, und die Zuhörer sind gebannt. Und trotzdem liegt über der einen Begebenheit ein Segen, welcher bei der anderen fehlt. David lebt mit seinem Harfenspiel im Herrn. Deshalb ist er eins mit sich selber. Das Heil steht auf seiner Seite, und daraus entstehen für den kranken Saul lindernde Kräfte. Nicht so bei den Mönchen. Ihnen stellt sich ein Engel in den Weg, der traurig blickt. Der Sänger beherrscht zwar die Technik des reinen Gesanges, er verfügt über die Gabe, aber das wahre Glück geht ihm ab. Sein Lied erklingt nicht aus der Tiefe des Herzens, seine Stimme kann ihrer selbst nicht vergessen und ist nicht von Gottes Liebe beseelt. Das ist der gewaltige Unterschied!

Dieser Jüngling nimmt die Chance wahr, geht hin und dient in der Einsamkeit seines Herzens Gott in Demut und Liebe. Aus all dem können wir auch für unser Leben lernen. Sind wir schlecht aufgelegt und niedergeschlagen, ist uns etwas über die Leber gekrochen, entbehren wir der Lebensfreude oder brauchen wir einfach Kraft und Mut, dann heilt uns die Musik und das Lied des von Gott Beseelten!

Einen guten Teil meiner Predigten schreibe ich zu den Klängen unseres Kirchenchors. Er hilft mir auch sonst über trübe Stunden des Suchens, des Zweifels und Verzweifels – das ebenso zum Leben von Saul gehörte – hinweg. Dasselbe gilt für den sonntäglichen Gesang der Gemeinde in der Kirche, den ich nicht mehr missen möchte. Oder für die Choräle im Altersheim, selbst wenn sie dem Gesang der Mönche in der Waldabgeschiedenheit ähnlich sind; Gott hört uns anders, als wir meinen! Ich denke aber auch an die Weihnachtslieder der fröhlichen, hellen Kinderstimmen unseres Jugendchors, die einen besonderen Reiz haben, und an die Musizierenden der Jugendmusikschule. Gott nimmt das Lob von uns allen an, wenn es aus tiefstem Herzen zu ihm dringt und sich selbst vergisst. Und dieser Segen strahlt kraftvoll auf uns zurück!

So erging es dem jungen David, der auch sehr Unangenehmes mit Saul erlebte, wie wir später lesen (1. Samuel 18, 10–12):

«Am nächsten Tag liess Gott einen bösen Geist über Saul kommen, der König tobte in seinem Haus wie ein Wahnsinniger. David begann wie gewöhnlich auf der Harfe zu spielen. Plötzlich hob Saul den Speer, den er in der Hand hielt, und wollte David an die Wand spiessen. Doch David bemerkte es und wich aus. So geschah es noch ein zweites Mal.

Da begann Saul sich vor David zu fürchten. Er sah, dass der Herr ihn verlassen hatte und auf Davids Seite stand.»

Da spüren wir vollends, wie diese Fragen über Leben und Tod entscheiden, wie sich die Macht allmählich von Saul auf David verschiebt. Gott beschritt auch hier merkwürdig eigene Wege, wie er David, den Nachfolger Sauls auf dem Thron, an dessen Hof kommen liess. «Alle Aufträge führte er erfolgreich aus, denn der Herr stand ihm bei.» (1. Samuel 18, 14).

Darum ist unsere Bitte an Gott: Herr, steh' du uns bei, dass wir deinen Willen erkennen und unser Leben danach ausrichten!

Dauids Kind muss sterben

«Wer von euch noch nie gesündigt hat, der soll den ersten Stein auf sie werfen.» Bestimmt erinnern Sie sich an dieses Jesuswort aus dem Johannesevangelium (8, 7). Es prägt sich uns so tief ein, weil es eine Grundwahrheit ausspricht: Kein Mensch kommt ohne Sünde durch das Leben – auch du und ich nicht! Nur vergessen wir das allzuschnell und gehen zur Tagesordnung über, zu der es leider gehört, den Finger auf die Wunden des Nächsten zu legen. Jesus hat die angeklagte Ehebrecherin in Schutz genommen, indem er die Ankläger streng auf sich selber verwies . . .

Das wollen wir bedenken, wenn wir jetzt eine ganz dunkle Seite von Dauids Leben beleuchten. Die Verfasser der Bibel waren darum bemüht, die Gestalten ihrer «Helden» möglichst lebensnah und wirklichkeitsgetreu zu zeichnen. So schildert das Alte Testament (2. Samuel 11, 1–12, 25) in schonungsloser Offenheit eine schwere Verfehlung der zentralen Figur der Königszeit: David.

Dieser wandelte eines Nachmittags auf dem kühlen, flachen Dach seines Palastes und erblickte dabei im Hof des Nachbarhauses die schöne Frau des Hethiters Urija. Sie badete – nackt. Der König liess sie holen und schlief mit ihr – er beging Ehebruch. Das war aber erst der Anfang einer tragischen Geschichte. Batseba – so hiess die Frau – wurde schwanger, und David löste das Problem, indem er ihren Mann in den todbringenden Krieg schickte, die Angebetete aber kurzerhand zu seiner Frau nahm. Wie bei allen so einfach und doch nur scheinbar bewältigten Angelegenheiten, lief die Sache unaufhaltsam weiter im Leben der menschlichen Seele, die schlussendlich nie betrogen und getäuscht werden kann. Der Prophet Natan stellte den König wegen der seltsamen Vorgänge zur Rede, und der Psalm 51 berichtet eindrücklich von Dauids ehrlicher Reue:

*Gott, du bist reich an Liebe und Güte;
darum erbarme dich über mich,
vergib mir meine Verfehlungen!*

*Nimm meine ganze Schuld von mir,
wasche mich rein von meiner Sünde!*

*Ich weiss, ich habe Unrecht getan,
meine Fehler stehen mir immer vor Augen.
Gegen dich selber habe ich mich vergangen,
ich habe getan, was du verabscheust.*

*Darum bist du im Recht,
wenn du mich schuldig sprichst.*

Es wird sich zeigen, dass dein Wort gilt.

*Verfehlungen und Schuld bestimmen mein Leben,
seit meine Mutter mich in diese Welt hineingeboren hat.*

Das war mir verborgen; du hast es mir gezeigt.

Dir gefällt es, wenn einer die Wahrheit erkennt.

Nimm meine Schuld von mir, dann werde ich rein!

Wasche mich, dann werde ich weiss wie Schnee!

*Lass mich wieder Freude erleben
und mit deiner Gemeinde jubeln.*

*Du hast mich völlig zerschlagen;
richte mich doch wieder auf!*

*Sieh nicht auf meine Verfehlungen,
tilge meine ganze Schuld!*

*Mach mich zu einem neuen Menschen, Herr,
der fest und beständig zu dir hält!*

*Vertreibe mich nicht aus deiner Nähe,
entzieh mir nicht deinen göttlichen Geist!*

*Mach mich doch wieder froh durch deine Hilfe,
und gib mir ein gehorsames Herz!*

*Alle, die dir nicht gehorchen,
will ich an deine Gebote erinnern,*

damit sie umkehren und tun, was dir gefällt.

Gott, du bist mein Retter!

Ich habe den Tod verdient, aber verschone mich!

Dann werde ich laut deine Treue preisen.

*Herr, vergib mir die Schuld,
die mir den Mund verschliesst!
Dann kann ich deine Güte vor allen rühmen.
Tieropfer willst du nicht, ich würde sie dir geben;
aus Brandopfern machst du dir nichts.
Wenn einer seinen Hochmut aufgibt,
wenn er dir, Gott, nicht länger trotzt –
dieses Opfer weist du nicht ab.*

Dennoch konnte dieses Ereignis nicht ohne Folge bleiben, wie wir im zweiten Buch Samuel (12, 13–24) weiterlesen:

«David sagte zu Natan: 'Ich bekenne mich schuldig vor dem Herrn!' Natan erwiderte: 'Weil du das einsiehst, hat der Herr dir deine Schuld vergeben. Du musst nicht sterben. Aber weil du durch diese Tat den Herrn beleidigt hast, wird der Sohn, den Batseba dir geboren hat, sterben.' Dann verliess Natan den König und ging nach Hause.

Der Herr aber liess das Kind, das die Frau Urijas geboren hatte, schwer krank werden. David flehte Gott an, es am Leben zu lassen. Er fastete und legte sich nachts auf den nackten Boden. Seine Hofleute wollten ihn aufheben und ins Bett bringen, aber er liess es nicht zu und ass auch nicht mit ihnen.

Nach einer Woche starb das Kind. Keiner traute sich, es David zu sagen. 'Schon als das Kind noch lebte, wollte er sich nicht trösten lassen', sagten sie zueinander. 'Wenn er nun erfährt, das es gestorben ist, wird er sich am Ende noch etwas antun.'

David merkte an ihrem Getuschel, was geschehen war. 'Ist das Kind tot?' fragte er. Da konnten sie es nicht länger verschweigen. Sogleich stand David vom Boden auf, wusch und salbte sich und zog frische Kleider an. Dann ging er ins Heiligtum und warf sich vor dem Herrn nieder. Wieder in seinen Palast zurückgekehrt, liess er sich etwas zu essen bringen.



Seine Leute konnten ihn nicht begreifen. 'Als das Kind noch lebte, hast du geweint und gefastet', hielten sie ihm vor, 'und nun, wo es gestorben ist, stehst du auf und isst!' Doch David sagte: 'Solange das Kind noch lebte, dachte ich: Vielleicht hat der Herr doch noch Erbarmen mit mir und lässt es am Leben. Aber nun ist es tot; warum soll ich da noch fasten? Ich kann das Kind ja doch nicht wieder zum Leben erwecken. Ich selbst muss ihm eines Tages zu den Toten folgen; es kehrt niemals von dort zurück.'

Dann ging David zu Batseba und tröstete sie. Er schlief mit ihr, und sie bekam wieder einen Sohn. David nannte ihn Salomo. Der Herr wandte dem Kind seine Liebe zu.»

Betroffen realisieren wir, wie in der Mitte des Geschehens ein Kind steht. David tut Busse und bereut. Er kommt mit dem Leben davon, denn Gott begehrt nicht den Tod, sondern die Umkehr und das Leben des Sünders. Doch konnte diese leidvolle Begebenheit im wahrsten Sinne des Wortes nicht «fruchtbar» sein – das Kind musste sterben.

Als heutiger Mensch empfinde ich das als ungerecht. Die Frage, warum das passieren musste, quält mich. Aber letztlich kann ich nicht anders, als Gott voll zu vertrauen, dass er bei der ganzen Geschichte auch an das Eigenleben des Kindes gedacht hat. Sein Leben war nicht für die Niederungen dieser Welt bestimmt, in der es nur eine kurze Botschaft auszurichten hatte. Nicht von ungefähr gesteht Thomas Mann in seinem Roman «Doktor Faustus» dem kleinen Nepomuk, der auch bereits als Kind von einer heimtückischen Krankheit dahingerafft wurde, zu, dass er «etwas lieblich Lehrendes und Botenhaftes hatte». Manchmal sind Kinder dazu bestimmt, «Boten» (das heisst: «Engel»!) zu sein, deren Seelen durch frühen Tod ewig jung, frisch und unverbraucht bleiben. Sie werden uns einst beim Vater im Himmel willkommen heissen, was ein ganz besonderer Segen ist. Mithin hat sich die Frage des oft unerquicklich zermarternden «Warum?» ins heilsamere «Wozu?» gekehrt.

Im schweizerischen Prättigau wird die Sage vom Ritter Eginolf von

Scharenn erzählt, welcher der Fee Silvretta verfällt. In ihrer Unersättlichkeit fordert sie vom Freier als Liebesbeweis das Leben eines Kindes, das ihr die Blumen von der eifersüchtig gehüteten Alp zu holen pflegt:

*«Es sei das Opfer dir gebracht»,
 Ruft Eginolf und blickt zur Fee
 Mit einem Blick voll dunklem Weh.
 Verschleiert ist sein Sinn; gebannt
 Von ihrem Zauber, weiss er kaum,
 Dass seine Hand den Bogen spannt,
 Es stachelt, wie im wilden Traum,
 Die Jagd- und Mordbegier sein Blut,
 Er zielt, er trifft – o nur zu gut!
 Der Schrei, der sich der Brust entringt –
 Nicht fremd sollt' ihm die Stimme sein,
 Und wie er vor am Felsen dringt,
 Und ausstarrt, wie ein Bild von Stein,
 Da weiss er's wohl, da liegt es offen,
 Das ungeheure Herzeleid:
 Das Opfer, das sein Pfeil getroffen –
 Sein eigen Kind war jene Maid.
 Voll Graus, entsetzt zurückgewendet
 Erblicket er Silvretta steh'n,
 So schneebleich, dass ihr Schau'n ihn blendet,
 Dass Todesschauer ihn umweh'n –
 Vor ihr zu Boden in das gleiche
 Erblassen sinkt er, eine Leiche.
 Und langsam, unter Donnerdröhnen,
 Indem es ringsum wiederhallt,
 Als ob die ält'sten Felsen stöhnen,
 Erstarrt zugleich der Fee Gestalt,
 Sie steht gehüllt in ewig Eis
 Und wird ein Gletscher silberweiss.*

Tragischer-, aber auch sinnigerweise stirbt das Kind in der Sage durch die Hand des eigenen Vaters, dessen Beziehung eine zerstörerische Ausgangslage schuf. Die Fee stellt eine Animafigur im Manne selber dar, von der er sich nicht mehr zu lösen vermag. Da Eginolf mit seinen Wünschen, Trieben und Begierden nicht zu Rande kam, brachte er durch die angeschlagene Ganzheit seiner Seele sein eigenes und das Leben der Tochter in Gefahr. Am Leben der Erwachsenen hängt immer auch dasjenige der Kinder. Zum Schluss bietet sich ein grauenvoll-hoffnungsloses Bild: im Tod erstarrtes Leben und in Eis erkaltete Liebe. Tochter und Vater sind bleiche Leichen, die Fee ein kühler, regloser Gletscher.

Hier erkennen wir den grossen Unterschied zur biblischen Erzählung! Der Bericht von Davids Schwierigkeiten endet nicht im totalen Fiasko. Der gefallene König hatte das Glück, dass ihn ein Freund zur Besinnung rief, und er vermochte sich dem ganzmachenden, heilbringenden und segenspendenden Gott wieder zuzuwenden. Und dieser nahm in abermals an! Zwar hatte David die Folgen von Ehebruch und Rivalenmord – den Tod des Kindes – zu tragen, aber sein Leben ging weiter, da Gott es zu seinem Lob erhalten wollte. Mehr noch: David durfte Batseba als Frau behalten und bekam von ihr Salomo geschenkt! Der Name hängt mit dem hebräischen «Schalom» zusammen, das «Friede» bedeutet. Damit war das Zeichen gesetzt, dass über dem Haus David wieder die Gnade Gottes leuchtete.

Es mag uns zu Recht verwundern, dass sich solche Dinge im Leben des Gesalbten ereigneten, mit dem der Herr ganz besonders war, dessen Haus Gott dauernden Bestand verheissen hatte. Ich bin aber froh, darum zu wissen: Gott verschont auch die Seinen nicht, und auch die Seinen machen Fehler. Darum kann auch ich mit meiner Sündenschuld jederzeit vor den Herrn treten und darf sicher sein, dass sie mir vergeben wird, damit ich zu seiner Ehre weiterlebe.



Mutterliebe gibt frei

Einer der «Kinderbriefe an den lieben Gott», die im Gütersloher Taschenbuchverlag erschienen sind, hat folgenden Wortlaut:

«Lieber Gott. Dein Buch ist sehr spannend. Ich mag Abenteuergeschichten gern. Du hast tolle Einfälle, ich möchte gern wissen, wo du die her hast. Dein Leser Karl.»

Was Karl mit seinen herzlich offenen, unverfälschten Kindergedanken schrieb, stimmt. Gott hat tolle Einfälle! Das gilt auch für die nachfolgende Episode, von welcher das erste Buch der Könige (3, 16–28) berichtet:

«Eines Tages kamen zwei Prostituierte zum König und trugen ihm einen Rechtsstreit vor. 'Mein Herr und mein König', sagte die eine, 'diese Frau und ich wohnen zusammen im selben Haus. Sie war dabei, als ich einen Sohn zur Welt brachte. Zwei Tage danach bekam sie selbst einen Sohn. Nur wir beide waren zu dieser Zeit im Haus; kein Fremder war da. Eines Nachts wälzte sie sich im Schlaf auf ihr Kind und erdrückte es, so dass es starb. Da stand sie mitten in der Nacht auf und nahm mir mein Kind weg, während ich schlief. Dafür legte sie ihr eigenes Kind neben mich. Als ich am Morgen erwachte und das Kind stillen wollte, war es tot. Doch als ich es genau ansah, merkte ich, dass es gar nicht das meine war.'

'Das ist nicht wahr!' rief die andere. 'Mir gehört das lebende Kind und dir das tote!' 'Nein', rief die erste, 'das tote ist deins, das lebende meins!' So stritten sie sich vor dem König. Da sagte Salomo: 'Ich sehe, hier steht Aussage gegen Aussage. Jede behauptet, das lebende Kind gehöre ihr und das tote der anderen.' Er liess ein Schwert bringen und befahl seinen Leuten: 'Zerschneidet das lebende Kind in zwei Teile und gebt jeder von ihnen die Hälfte!' Da geriet die Mutter des Kindes ausser sich vor Angst und rief: 'Ach, mein Herr und König! Gebt es ihr, aber lasst es leben!' Die andere aber sagte: 'Weder dir noch mir soll es gehören! Zerschneidet es nur!'

Der König entschied: 'Tötet es nicht! Gebt es der ersten! Sie ist die Mutter.' Überall in Israel erfuhr man von diesem Urteil des Königs,

und alle schauten in Ehrfurcht zu ihm auf. Sie sahen, dass Gott ihm Weisheit geschenkt hatte, so dass er gerechte Entscheidungen fällen konnte.»

Die Weisheit Salomos ist sprichwörtlich. Das «salomonische Urteil» steht für Klugheit. Worin bestand diese Klugheit? Salomo war es gegeben worden, den inwendigen Menschen zu kennen. Die Heilige Schrift scheut nicht davor zurück, uns mit einer Bordellgeschichte zu konfrontieren – die streitenden Mütter sind Huren, der König schlichtet einen Milieustreit! Ob Dirne oder Generaldirektorsfrau – das Empfinden des Mutterherzens bleibt sich gleich. Der König weiss das. Er entscheidet und hilft ohne Ansehen der Person, denn «Gott sieht die Person des Menschen nicht an» (Galater 2, 6). Daran hält er sich.

Damit aber noch nicht genug: Salomo kennt sich in den Vorgängen der Mutterseele aus. Was zunächst als scheinbar gerechtes, wenn auch grausames, ja absurdes Urteil erscheint: «Zerschneidet das lebende Kind in zwei Teile und gebt jeder von ihnen die Hälfte!», das erweist sich beim Beobachten der Reaktionen der beiden Frauen als geschickter psychologischer Schachzug. Während die eine einverstanden ist: «Weder dir noch mir soll es gehören! Zerschneidet es nur!», wird die wahre Mutter gerade an ihrem Protest gegen den Entscheid des Königs erkannt: «Ach, mein Herr und König! Gebt es ihr, aber lasst es leben!» Salomo verspürt in dieser verzweifelten Antwort die echte Mutterliebe, lässt das Kind am Leben und gibt es der wirklichen Mutter zurück. Im Prophetenbuch Jesaja (49, 15) lesen wir: «Bringt eine Mutter es fertig, ihren Säugling zu vergessen? Hat sie nicht Mitleid mit dem Kind, das sie geboren hat?» Das hat sich hier ereignet.

Mit ihrem spontanen Verhalten durfte diese Mutter das Leben ihres Kindes in einer bedrohlichen, unverschuldeten Situation retten. Sie hat es zurückerhalten, indem sie es völlig losgelassen, freigegeben hatte! Darin liegt das tiefe Geheimnis Gottes, das Geheimnis der Liebe und des Lebens verborgen! Liebe lässt das Leben, wie Gott, der

ja die Liebe ist (1. Johannes 4, 16), sein Leben am Kreuz gelassen hat – und dadurch erhält sie es zurück, wie Gott im Auferstandenen sein Leben zurückerhalten hat. Mutterliebe gibt frei.

Noch drastischer wird das in indischen und ostasiatischen Varianten dieses Erzählmotives deutlich, in denen der Richter den streitenden Frauen gebietet, das Kind an sich zu reißen. Die wahre Mutter verzichtet und lässt das Kind los, um seinen zarten Körper nicht zu verletzen. Währenddessen packt die falsche Mutter erbarmungslos zu und zert an den Gliedern des Kleinen, wodurch sie sich verrät. Auch da offenbart sich der tatsächliche Sachverhalt schnell: Die eine denkt an das Kind; sie lässt es unversehrt; sie gibt es lieber her, damit es leben soll. Die andere denkt an sich (denn der Nachkomme sichert der Frau die Erbschaft!); sie greift zu; sie reißt es blindlings an sich, weil sie alles haben möchte. Damit ist für sie aber auch alles verloren. Und die wahre Mutter erhält ihr Kind zurück.

Das Wesen der Liebe zeigt sich so. Liebe vereinnahmt nicht; sie nimmt nicht in Beschlag; sie ergreift nicht Besitz; sie will nicht haben, sondern leben! Liebe schenkt Freiheit; sie opfert sich auf; sie gibt und vergibt; sie lässt heil und zerstört nicht! Freilich ist damit nicht einfach die natürliche, menschliche Liebe gemeint, sondern die Liebe, die uns Gott einpflanzt – die Mutterliebe den Müttern! Ein arabisches Sprichwort meint: «Weil Gott nicht überall sein konnte, schuf er die Mutter.» Anders steht es mit der Liebe, über die wir von Geburt an verfügen: sie zehrt und frisst auf. Der Volksmund sagt's: «Ich habe dich zum Fressen gern!» Wo jedoch die Liebe von Gott ist, da leuchten die Flammen des heiligen Feuers, ohne zu verschlingen. Da bedeutet Liebe keine Frage des Eigentums, sondern der Beziehung.

Aus diesem Grund gibt tiefreichende Mutterliebe frei. Sie führt das Kind behutsam zu eigenen Schritten und lässt es zur selbständigen Persönlichkeit heranreifen. Dieses Loslassen – da wollen wir ehrlich sein – verbindet sich immer mit heimlichem Schmerz: der Gang zur Taufe, der erste Schultag, der Auszug aus dem Elternhaus . . . doch

es muss sein, wie die Frau vor Salomo das Kind um seines Lebens willen schmerzerfüllt freigab.

Freiheit birgt aber stets die Gefahr des Vergessens auf seiten des Freigegebenen in sich. Mit scharfen Worten geisselte Robert Walser die Art des Neureichen:

«Der grosse Sohn, Gegenstand der mütterlichen Aufopferung, blitzendes Juwel und köstlicher Edelstein von Sohn, machte freilich mit der Zeit so grosse Fortschritte, dass er in jungen Jahren schon hoch hinaufkletterte und es zu einer Stellung brachte, die ihm nicht nur erlaubte, die ihn vielmehr geradezu nötigte, sich aufzublasen, hochmütiges Wesen kalt und nachlässig zur Schau zu tragen und den grossen Herrn zu spielen, als welcher er sich rasch über seine arme, bescheidene Herkunft hinwegsetzen lernte. Vorzüglich dickes, fettes und hochangesehenes Tier, wie man so sagt, fühlte er sich über alle kleinen, engen Nöte des täglichen Lebens erhaben, und mit der stets höher und höher steigenden Wertschätzung der eigenen werten und wichtigen Person vergass er den mütterlichen Menschen. Das arme gute Mütterchen! Ei, die soll doch nur hübsch brav in ihrem Sorgen- und Dachstübchen stillsitzen, denn derlei Personen kann man ja unmöglich in die feine Gesellschaft einführen. In der hohen Atmosphäre und in den glänzenden Verhältnissen, in denen Emporkömmlinge leben, redet bekanntlich niemand ein Wörtchen über Kindesdankbarkeit und -liebe. Von schwüler, genussreicher Liebe wird dort wohl gesprochen, aber über schlichte Liebe zuckt man bestenfalls mitleidig die stolze Achsel.»

Verhängnisvoll wirkt es sich für jeden Menschen aus, der vergisst, von wem er Freiheit und Liebe erfahren hat. Er entfernt sich von einem Lebensquell, der reichen Segen in sich birgt. Die Bibel wird nicht müde, an die erlebte Freiheit im Auszug aus Ägypten zu erinnern und auf die Freiheit, die wir in Christus haben, hinzuweisen. In unserer Geschichte ist es die Mutterliebe, die ein Zeichen der unendlichen Liebe Gottes darstellt, von wem wir sie auch immer erhalten.

So ist denn aus dieser Predigt über die Mutterliebe einer Dirne das Lob auf die Mutter überhaupt geworden! Die Worte einer adeligen Abessinierin verdeutlichen dies. Wir verdanken sie einem der schönsten Werke des deutschen Kulturhistorikers Leo Frobenius:

«Die Frau empfängt. Erst trägt sie die Folgen der Nacht neun Monate lang im Körper. Es wächst etwas. Es wächst etwas in ihr Leben heraus, das nie wieder daraus schwindet. Denn sie ist Mutter. Sie ist und bleibt Mutter auch dann, wenn das Kind, wenn alle ihre Kinder sterben. Denn erst trug sie das Kind unter dem Herzen. Nachher aber, wenn es geboren worden ist, trägt sie es im Herzen. Und aus dem Herzen geht es nicht wieder heraus. Auch nicht, wenn es gestorben ist. Nur eine Frau kann das wissen und darüber sprechen. Sie muss stets Mädchen sein und Mutter sein. Vor jeder Liebe ist sie Mädchen, nach jeder Liebe ist sie Mutter. Daran kannst du sehen, ob sie eine gute Frau ist oder nicht.»

Das war der Unterschied zwischen den beiden Frauen vor König Salomo: Die eine blieb Mädchen für sich, die andere ward Mutter für das Kind. Warum – das bleibt bei Gott, der jedem Menschenleben seinen unverwechselbaren Weg bestimmt.

Das göttliche Kind

«Da ich noch ein stilles Kind war und von dem allem, was uns umgibt, nichts wusste, war ich da nicht mehr, als jetzt, nach all den Mühen des Herzens und all dem Sinnen und Ringen?

Ja! ein göttlich Wesen ist das Kind, solange es nicht in die Chamäleonsfarbe der Menschen getaucht ist. Es ist ganz, was es ist, und darum ist es so schön.»

Diese Gedanken äusserte Friedrich Hölderlin in seinem Briefroman «Hyperion». Mag dabei auch eine natürliche Wehmut über Verlorenes und Vergangenes anklingen, so hat er doch darin recht: Das Kind ist ganz, was es ist. Deshalb konnte auch der Ganz-macher, der Heil-and, Gott, als Kind auf die Welt kommen.

Der Mystiker Meister Eckhart wurde einmal von einer Vision überwältigt:

«Meister Eckhart begegnete ein schöner, nackter Bube. Da fragte er ihn, von wannen er käme?

Er sprach: 'Ich komme von Gott.'

'Wo liessest du ihn?' –

'In tugendhaften Herzen.'

'Wo willst du hin?' –

'Zu Gott!'

'Wo findest du ihn?' –

'Wo ich von allen Kreaturen liess.'

'Wer bist du?' –

'Ein König.'

'Wo ist dein Königreich?' –

'In meinem Herzen.'

'Gib acht, dass es niemand mit dir besitze!' –

'Ich tu's.'

Da führte er ihn in seine Zelle und sprach: 'Nimm, welchen Rock du willst!' –

'So wäre ich kein König!'

Und verschwand.

Da war es Gott selbst gewesen und hatte Kurzweil mit ihm gehabt.»

Gott selber erschien dem berühmten Mystiker als Knabe. Auf die Frage: «Wo ist dein Königreich?» wusste er die Antwort zu geben: «In meinem Herzen.» Stellen wir uns das mal vor: ein ganzes Reich, ein Land, in der Brust des Kindes! Das Wunderbare ist nun, dass dies der Wahrheit entspricht. Alles Umfassende findet sich abgebildet im Winzigen; Mikrokosmos und Makrokosmos korrespondieren miteinander in geheimnisvoller Weise. Als wichtiges Zeichen dafür betrachten wir den Stern von Bethlehem, der über dem Stall leuchtete, in welchem das göttliche Jesuskind lag. Dem hellen Fünklein der Kinderseele stand der Lichtkörper des Sterns im weiten All gegenüber. Gleichzeitig wird klar, dass dieses Ereignis für die gesamte Schöpfung von entscheidender Bedeutung sein musste. Ein Kind erobert die Welt – die Welt braucht ein Kind.

Es drängt sich hier ein treffender Ausspruch aus Goethes Faust auf:
«Klein von Gestalt, gross von Gewalt.»

Diesen Grundsatz hören wir auch aus der zentralen Verheissung des Propheten Jesaja (9, 1–6) heraus:

«Das Volk, das im Dunkeln lebt, sieht ein grosses Licht; für die, die im Land der Finsternis wohnen, leuchtet ein Licht auf. Herr, du schenkst ihnen grosse Freude, darum jubeln sie laut. Sie freuen sich vor dir wie bei der Ernte und wie beim Verteilen der Kriegsbeute. Wie damals, als du das Volk von den Midianitern befreit hast, zerbrichst du das Joch der Fremdherrschaft, das auf ihnen lastet, und den Stock, mit dem sie zur Zwangsarbeit angetrieben werden. Die Soldatenstiefel, deren dröhnenden Marschtritt sie noch im Ohr haben, und die blutbefleckten Soldatenmäntel werden ins Feuer geworfen und verbrannt.

Denn ein Kind ist uns geboren, der künftige König ist uns geschenkt! Man wird ihn nennen: umsichtiger Herrscher, mächtiger Held, ewiger Vater, Friedensfürst. Seine Macht wird weit reichen, und dauerhafter Friede wird einkehren. Er wird auf dem Thron

Davids regieren, und seine Herrschaft wird für immer Bestand haben, weil er sich an die Rechtsordnungen Gottes hält. Gott, der Herr der ganzen Welt, hat es so beschlossen und wird es tun.»

Auch hier ist vom grossen Licht und zugleich vom kleinen Kind die Rede. Wir vernehmen von einer bedeutsamen Befreiung, von einer guten Zukunft und bleibendem Frieden.

Diese Sehnsucht – die nicht nur das Volk Israel unter der Fremdherrschaft in sich trug! – findet ihre Erfüllung in der Geburt des göttlichen Kindes Jesus Christus! In die vermeintliche Hirtenidylle bricht die überraschende Engelsbotschaft ein (Lukas 2, 10–14):

«'Habt keine Angst! Ich bringe euch eine gute Nachricht, über die sich ganz Israel freuen wird. Heute wurde in der Stadt Davids euer Retter geboren – Christus, der Herr! Geht und seht selbst: Er liegt in Windeln gewickelt in einer Futterkrippe – daran könnt ihr ihn erkennen!'

Plötzlich stand neben dem Engel eine grosse Schar anderer Engel, die priesen Gott und riefen:

*'Alle Ehre gehört Gott im Himmel!
 Sein Frieden kommt auf die Erde
 zu den Menschen, weil er sie liebt!'*»

Zur entzückenden Seite der kleinen, niedlichen Kindergestalt gesellt sich eigenartig der Anstrich des wüsten Hässlichen. Das Kind ist verschupft, es liegt in einer Futterkrippe. Zum einen ist es in seiner Urwelt heimisch, geborgen in der alten Abrahams- und Davidstradition, – zum andern hat es von Anbeginn kein festes Zuhause in der Welt und wird vom König Herodes verfolgt. Es hat das doppelte Gesicht des armen Waisenkindes und des geliebten Gottessohnes. Niedriges und Hohes, Furchtbares und Schönes, Kreuzigung und Auferstehung schwingen von Anfang an gleichermassen mit. Dieses

Schicksal ist dem göttlichen Kind in den Religionen überhaupt bestimmt: Dem Zeusknaben drohte das Verschlungenwerden durch den Vater, und der vom Skorpion gestochene Horusbub musste ins Leben zurückgezaubert werden. Ganzheit, Friede, Freiheit und Zukunft der menschlichen Seele und des Lebens der Völker sind immer in Gefahr. Die erdgebundenen Mächte, Teufel und Tod lieben keine ausbrechenden Veränderungen. Im göttlichen Kind aller Zeiten, in Jesus Christus, aber schlummert eine Gewalt, welche die Welt aus den Angeln hebt, «Dynamit», das umstürzend wirkt!

Doch: Wie geht diese Erneuerung vor sich? Der Kinderbuchautor Max Bolliger hat von einem Narren geschrieben, der damals auch wegen des Aufleuchtens des Sterns die Geburt eines neuen Herrschers bemerkt haben soll. «Jeder König braucht einen Narren», dachte er sich, «ich will mich aufmachen und ihn suchen.» Was aber konnte er mitbringen? «Ausser seiner Narrenkappe, seinem Glockenspiel und seiner Blume besass er nichts, was ihm lieb war.» So ging er halt damit dem grossen Licht am Himmel nach. In der ersten Nacht seiner Wanderschaft wurde er zu einem gelähmten Kind geführt, dem er mit der Narrenkappe eine Freude bereitete. In der zweiten Nacht erbarmte er sich eines blinden Kindes und überliess ihm das Glockenspiel. In der dritten Nacht begegnete er einem tauben Kind, dem er die Blume schenkte. «Nun bleibt mir nichts mehr, was ich dem neuen König mitbringen könnte», dachte der Narr und wollte schon umkehren. Da stand jedoch der Stern still und leuchtete heller als sonst. Der Reisende war bei dem Stall angelangt, in dem sich der neue König befand. «Er lag in einer Krippe, war ein Kind, arm und bloss. Maria, die eine frische Windel übers Stroh breiten wollte, schaute hilfesuchend um sich. Sie wusste nicht, wo sie das Kind hinlegen sollte. Josef fütterte den Esel, und alle andern waren mit Geschenken beladen. Die drei Könige mit Gold, Weihrauch und Myrrhe, die Hirten mit Wolle, mit Milch und Brot. Nur der Narr stand da mit leeren Händen. Voll Vertrauen legte Maria das Kind auf seine Arme. Er hatte den König gefunden, dem er in Zukunft dienen wollte. Und



er wusste auch, dass er seine Narrenkappe, sein Glockenspiel und seine Blume für dieses Kind hingegeben hatte, das ihm nun mit seinem Lächeln die Weisheit schenkte, nach der er sich sehnte.»

So verändert das göttliche Kind mein Leben: Ich leere die Hände, und ich habe sie frei, es auf die Arme zu nehmen! Ich setze meine Gaben ein, wo sie benötigt werden, und öffne die Hände zum Dienst. Was hatte doch der schöne, nackte Knabe Meister Eckhart auf die Frage geantwortet, wo er Gott fände? – «Wo ich von allen Kreaturen liess.» Das erwirkt Christus in meinem Leben.

Dem österreichischen Volksdichter Peter Rosegger verdanken wir das Wort: «Vor Gott und dem Kind soll man niederknien; vor Gott, weil er so gross ist, und vor dem Kind, weil es so klein ist.» Wenn wir das bedenken, verlangt das göttliche Kind die totale Verneigung.

Das göttliche Kind signalisiert eine neue Zeit, in der neue Menschen leben. Menschen, welche wie Gott auf alle Macht verzichten. Menschen, welche wie Gott dienen. Menschen, welche wie Gott ins Arme, ins Tiefe steigen – um darin höchste Weisheit und reichstes Glück zu empfangen!



Der weise Schüler

Bei den Bäumen ist es klar – wann aber trägt ein Mensch Früchte? Wieviel Vorbereitungszeit im Stillen erfordern gute Leistungen, die ein Segen für die Mitmenschen bedeuten? Welche Lehrzeit benötigt ein Mensch, bis er zum Meister wird?

Bestimmt haben Sie schon vom zwölfjährigen Jesus im Tempel gehört, der sich mit den Schriftgelehrten unterhielt (Lukas 2, 41–52):

«Die Eltern Jesu gingen jedes Jahr zum Passahfest nach Jerusalem. Als Jesus zwölf Jahre alt war, nahmen sie ihn zum ersten Mal mit. Nach den Feiertagen machten sie sich wieder auf den Heimweg; aber Jesus blieb ohne Wissen seiner Eltern in Jerusalem. Sie dachten, er sei irgendwo zwischen den Pilgern. Sie gingen den ganzen Tag und suchten ihn dann abends unter ihren Verwandten und Bekannten. Als sie ihn nicht fanden, kehrten sie nach Jerusalem zurück und suchten ihn dort. Am dritten Tag endlich entdeckten sie ihn im Tempel. Er sass bei den Gesetzeslehrern, hörte ihnen zu und diskutierte mit ihnen. Alle, die dabei waren, staunten über sein Verständnis und seine Antworten.

Seine Eltern waren ganz ausser sich, als sie ihn hier fanden. Die Mutter sagte zu ihm: 'Kind, warum machst du uns solchen Kummer? Dein Vater und ich haben dich ganz verzweifelt gesucht.' Jesus antwortete: 'Warum habt ihr mich denn gesucht? Habt ihr nicht gewusst, dass ich im Haus meines Vaters sein muss?' Aber sie verstanden nicht, was er damit meinte.

Jesus kehrte mit seinen Eltern nach Nazaret zurück und gehorchte ihnen willig. Seine Mutter bewahrte das alles in ihrem Herzen. Jesus nahm weiter zu an Jahren wie an Verständnis, und Gott und die Menschen hatten ihre Freude an ihm.»

Jesus, der verständige Schüler im Tempel, ein Ausgerissener, den die Eltern lange suchen mussten! Ein Wunder- oder ein Sorgenkind? Der Evangelist Lukas berichtet als einziger von diesem Vorfall. Er will uns damit etwas Besonderes mitteilen. Die Wiedergabe dieser Begebenheit stellt in seinem Evangelium das Bindeglied zwischen den

Geburtsgeschichten und dem Auftreten Jesu als Erwachsener in der Öffentlichkeit dar.

Gewiss merken wir aus dem Bericht, dass im Hause Jesu Frömmigkeit geübt wurde. Das Gesetz verpflichtete jeden Juden, die grossen Feste des Gottesvolkes mit der Volksgemeinde in Jerusalem zu feiern. Das bedeutete für die Familie Jesu Jahr für Jahr die Teilnahme am Passahfest. So auch in jenem Jahr, als Jesus zwölf Jahre alt war. Mit dreizehn wurde der jüdische Knabe nämlich gesetzspflichtig, und verantwortungsbewusste Eltern gewöhnten ihre Kinder frühzeitig an die religiösen Bräuche.

Gewiss ersehen wir aus dem Bericht, dass Jesus von allem Anfang an gottbenedet gewesen sein musste. Man hat über die Reife seiner Äusserungen gestaunt. Aber der Erzähler Lukas hegt kein wirkliches Interesse für ein Wunderkind. Im Gegenteil. Er streicht schonungslos hervor, dass die leidgeplagte Mutter nach Tagen banger Suche gar keinen Stolz auf ihren Sohn zeigte. Sie war bestürzt: «Kind, warum machst du uns solchen Kummer? Dein Vater und ich haben dich ganz verzweifelt gesucht.» Die durchgestandenen Ängste können wir uns lebhaft ausmalen! Und doch wird deutlich, dass sich der Schüler am Ort des Tempels in seinem Element befand. Er sagte: «Warum habt ihr mich denn gesucht? Habt ihr nicht gewusst, dass ich im Haus meines Vaters sein muss?» Natürlich wurde diese merkwürdige Antwort nicht verstanden.

Was hier anklingt, das hat Jesus zu späterer Zeit mit Nachdruck ausformuliert (Markus 3, 31–35). Als er lehrend und heilend durch die Lande zog mit seinem Freundeskreis, bangte seine Familie um den Verstand ihres Sohnes und wollte ihn in die gewohnte bürgerliche Welt zurückholen:

«Inzwischen waren die Mutter Jesu und seine Brüder gekommen. Sie standen vor dem Haus und schickten jemand, um Jesus herauszurufen. Rings um Jesus sassen die Menschen dicht gedrängt. Man richtete ihm aus: 'Deine Mutter und deine Brüder und Schwestern stehen draussen und wollen etwas von dir.' Jesus antwortete: 'Wer

sind meine Mutter und meine Brüder?' Er sah auf die Leute, die um ihn herumsassen, und sagte: 'Hier sind meine Mutter und meine Brüder! Wer tut, was Gott will, der ist mein Bruder, meine Schwester und meine Mutter!'

Zweifellos hören sich diese Worte an die Adresse der eigenen Familie hart an. Doch einmal verstanden, wie sie gemeint sind, bergen sie eine bis heute unausgeschöpfte, grosse Verheissung in sich. Jesus fühlte sich dort zu Hause und wohl, wo er im Kreise derer geborgen war, die Gott suchten und liebten. Diese Einstellung kam dann nicht zuletzt seiner Mutter zugute, als er am Kreuz sterben musste (Johannes 19, 25–27):

«Nahe bei dem Kreuz, an dem Jesus hing, standen vier Frauen: seine Mutter und deren Schwester sowie Maria, die Frau von Kleopas, und Maria aus Magdala. Jesus sah seine Mutter dort stehen und daneben den Jünger, den er liebte. Da sagte er zu seiner Mutter: 'Er ist jetzt dein Sohn!' Und zu dem Jünger sagte er: 'Sie ist jetzt deine Mutter!' Von da an nahm der Jünger sie bei sich auf.»

Jesus sprengte mit dieser Haltung alte, enge Strukturen, eröffnete aber auch neue, ungeahnte Möglichkeiten! In unserem christlichen Gemeinwesen, im Staat und in der Öffentlichkeit wird bis auf den heutigen Tag die Wichtigkeit der Kleinfamilie hervorgehoben. Aufgrund der neutestamentlichen Zeugnisse zweifle ich daran, ob das richtig ist, wenn zugleich die Chance der «Grossfamilie», der Familie Gottes, unserer Gemeinden, kaum ergriffen wird. Wie schwierig ist es doch oft für Alleinstehende, den Sonntag, unseren «Familientag», zu gestalten! In unserer Zeit, in welcher alles auf die Erziehung und die hilflos überforderte Kleinfamilie abgewälzt wird, müssten doch die Möglichkeiten, welche die christliche Gemeinde mit all ihren Brüdern und Schwestern bietet, willkommen sein. Mancher fände da einen Vater, eine Mutter, einen Bruder, eine Schwester! Wir sind schliesslich Kinder Gottes, eine einzige grosse Familie, wir müssen diese Chance nur sehen und ergreifen! Darauf weist Jesus so existentiell an seinem eigenen Beispiel hin, und ich bin von Herzen froh

darum. Freilich erfordert das ein Umdenken, einen neuen Geist in unseren Städten und Dörfern. Fangen wir doch gleich damit an, im Nächsten auch den Vater, die Mutter, den Bruder und die Schwester zu entdecken! Das wird unser Leben unverhofft bereichern.

Zurück zur Frage, wieviel Vorbereitungszeit der Mensch bis zur Entfaltung seiner Kräfte braucht. Der Volksmund sagt: «Es ist noch kein Meister vom Himmel gefallen.» Auch Jesus widerlegt diese alte Weisheit nicht. Nach der Schilderung jener Episode im Tempel zu Jerusalem heisst es: «Jesus kehrte mit seinen Eltern nach Nazaret zurück und gehorchte ihnen willig.» Dann hörte man lange nichts mehr von ihm. Es heisst: «Jesus nahm weiter zu an Jahren wie an Verständnis, und Gott und die Menschen hatten ihre Freude an ihm.» Vermutlich vergnügte er sich mit den Gleichaltrigen, streifte durch die umliegenden Berge mit ihnen und erlernte wie Josef das Handwerk eines Zimmermanns. Er lebte das Leben eines unbedeutenden Dorfes mit, war nicht anders als du und ich in seinen Gefühlen, mit seinen Sorgen und Freuden. Auch in ihm musste heranreifen und wachsen, auch er musste werden, was er später war. Und das nahm eine nicht geringe Zeitspanne in Anspruch. Erst mit dreissig Jahren – damals ein rechtes Alter – trat er in die Öffentlichkeit, begann er zu wirken, zu heilen, zu berufen und zu lehren. Dreissig Jahre lebte Jesus unauffällig in der Stille und in der Verborgenheit. Ganze zehn Elftel seines Lebens brachte Jesus recht unspektakulär und gewöhnlich zu!

Wir dürfen uns auch in unserem Leben Zeit lassen für die grossen Dinge. Wer will schon zum Vorneherein beurteilen können, was einst das wirklich Wichtige von all dem gewesen ist, das wir tun? Vielleicht war es am Schluss etwas ganz Kleines, etwas, das wir kaum gemerkt und schon gar nicht erarbeitet, sondern zum Weitergeben geschenkt bekommen haben . . .

Mädchen, steh' auf!

Totensonntag

Die allerletzten Blätter fallen von den grossen, alten Kastanienbäumen unseres Kirchdorfes. Das Dunkel der Nacht ist lang geworden, das Licht des Tages kurz. Der November ist für viele Menschen der schwierigste Monat im Jahreskreis. Mit der Natur stirbt auch im unergründlichen Empfinden der menschlichen Seele etwas ab, und wir fühlen uns in starkem Masse zurückgeworfen auf uns selber. Die arbeits- und segensreichen Saat- und Erntezeiten sind vorbei, die heimeligen Advents- und Weihnachtstage noch nicht da.

Nicht von ungefähr hat der kirchliche Kalender an dieser Stelle den Ewigkeitssonntag angesiedelt, an dem wir unserer lieben Toten gedenken. Wie nämlich all die Erlebnisse des Sommers und des Herbstes nicht einfach vergessen und vergangen sind, sondern in der Tiefe des Herzens fortleben und weiterwirken, so sind auch die Lebensbilder der Verstorbenen nicht einfach verloren und vorüber. Die Sinne, mit denen wir für das Leben auf dieser Erde ausgerüstet wurden, nehmen nur einen verschwindend kleinen Ausschnitt der ganzen Wirklichkeit wahr. Die Überraschung und das Staunen werden überaus gross sein, wenn wir einst sehen und hören, was noch kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat! Persönlich betrachte ich die Grenze zwischen Leben und Tod als klein – sie besteht bloss in der Erdschwere, die uns noch leidvoll anhaftet, während die Seligen (die Glücklichen!) ihrer entledigt sind. Aus diesem Wissen heraus hat der Apostel Paulus (2. Korinther 5, 8–9) geschrieben: «Ich bin voll Zuversicht und würde am liebsten sogleich meinen Körper verlassen, um beim Herrn zu Hause zu sein. Aber gerade weil ich mich danach sehne, setze ich alles daran, zu tun, was ihm gefällt, ob ich nun in diesem Körper lebe oder zu Hause bin beim Herrn.»

Zweifellos sind uns die Toten in heilsamer Weise viel näher, als gemeinhin angenommen wird. Durch unsern Herrn Jesus Christus sind sie mit uns verbunden, und wir bilden die Gemeinschaft der

Lebenden *und* der Toten! Ein anderes Apostelwort (Römer 14, 8–9) spricht es so aus: «Wir gehören dem Herrn im Leben und im Tod. Denn Christus ist gestorben und wieder lebendig geworden, um über die Lebenden und die Toten zu herrschen.»

Der Monat November: Birgt er nicht auch die Chance in sich, uns über diese Dinge klar zu werden? Der wunderbare Künstler Michelangelo hat einmal gesagt: «In mir gibt es keinen Gedanken, den nicht der Tod mit seinem Meissel geformt hat.» Darum wollen wir ihn, den Tod, vom Licht des Evangeliums her beleuchten!

Hell scheint das Wunder Jesu von der Auferweckung der Tochter des Jäirus in die dunkle Jahreszeit und in unsere Gemüter hinein (Markus 5, 21–24. 35–43):

«Jesus fuhr wieder ans andere Seeufer zurück. Bald hatte sich eine grosse Menschenmenge um ihn versammelt. Noch während er am See war, kam ein Synagogenvorsteher namens Jäirus zu ihm. Er fiel vor Jesus nieder und bat ihn inständig: 'Meine kleine Tochter ist todkrank; bitte, komm und leg ihr die Hände auf, damit sie gerettet wird und am Leben bleibt!'

Jesus ging mit ihm, und viele andere schlossen sich an.

Während Jesus noch sprach, kamen Boten aus dem Haus des Synagogenvorstehers und sagten zu Jäirus: 'Deine Tochter ist gestorben. Du brauchst den Lehrer nicht weiter zu bemühen.' Jesus hörte es und sagte zu Jäirus: 'Erschrick nicht, hab nur Vertrauen!' Dann ging er weiter; nur Petrus, Jakobus und dessen Bruder Johannes durften mitgehen. Als sie beim Haus des Synagogenvorstehers ankamen, sah Jesus schon die aufgeregten Menschen und hörte das Klagegeschrei. Er ging ins Haus und sagte: 'Was soll der Lärm? Warum weint ihr? Das Kind ist nicht tot – es schläft nur.' Sie lachten ihn aus; aber er schickte alle bis auf die Eltern des Mädchens und die drei Jünger aus dem Haus. Dann ging er in den Raum, in dem das Kind lag. Er nahm es bei der Hand und sagte: 'Talita kum!' Das heisst: 'Steh auf, Mädchen!' Das Mädchen stand sofort auf und ging umher. Es war zwölf Jahre alt. Alle waren vor Entsetzen ausser sich.

Aber Jesus verbot ihnen nachdrücklich, es anderen weiterzuerzählen. Dann sagte er: 'Gebt dem Kind etwas zu essen!'

Jetzt mag in uns der leise Vorwurf aufsteigen: Ja, ja, das Kind des Jäirus hatte Jesus auferweckt, aber bei unseren lieben Heimgerufenen ist dieses Wunder ausgeblieben! Wir haben auch gehofft und geglaubt; wir haben gebetet und den Herrn angerufen, aber nichts ist geschehen! Wir hatten bange Stunden und setzten unser Vertrauen auf Gott, aber unsere Lieben sind tot!

Die Tochter des Jäirus war eine Ausnahme. Auch in diesem Fall ging es Jesus um die Lebenden. Das erkennen wir daran, dass der Name des Mädchens nicht genannt ist, wohl aber die Namen der Lebenden. Es ging ihm darum, ihnen zu zeigen, wie Gott den Menschen nach dem Tod ansieht, und ihnen vor Augen zu führen, dass bei Gott nichts unmöglich ist. Wie ein Sonnenstrahl durch eine Wolkenöffnung hindurchscheint, so wurde hier für einmal die volle Wirklichkeit offenbar!

Und wie reagierten die Menschen darauf? Dem Gelächter vor dem Wunder entspricht das Entsetzen danach. Das Schauen der Realität Gottes macht fassungslos – es überrascht. Das Mädchen konnte wieder umhergehen. Und Jesus befahl: «Gebt dem Kind etwas zu essen!» Es war nochmals neu, nochmals ganz, heil.

Genauso will uns Gott am Ende des Lebens im Tod nochmals sehen: neu, ganz, heil. Wir tun gut daran, bereits jetzt damit zu rechnen, denn wir dürfen uns darauf und auf das schöne Wiedersehen mit unseren Lieben freuen! Das ist die volle Wahrheit, die wir in dieser Zeit noch nicht mit eigenen Augen sehen, die uns jedoch die Heilige Schrift fest verspricht. Ist es nicht herrlich, dass wir dies gerade durch die Auferweckung eines Kindes erfahren durften? Das kranke Kind, das sind ja wir Erwachsenen – das auferweckte, gesunde Kind, das werden wir aber auch sein! Gott kennt nur Kinder, und deshalb wollen wir uns herzlich zu ihm bekennen, zu unserem Vater und Erlöser.

Wie in so manchem Gotteshaus erhebt sich auch in unserer Kirche

zwischen Schiff und Chor ein hoher Bogen im Gebäude. Das ist der Triumphbogen, der an die Denkmäler erinnert, welche nach gewonnenen Schlachten den siegreichen Königen zu Ehren errichtet wurden. Gott hat durch Jesus Christus den bedeutendsten Feind des Menschen besiegt: den Tod. Ein letztes Wort des Apostels (1. Korinther 15, 54):

«Der Tod ist vernichtet! Der Sieg ist vollkommen!»

Eutychus – Musterknabe oder Kummerbub?

1. Advent

Das Sorgenkind, das «enfant terrible», das schwarze Schaf der Familie, der Erzieherschreck – das schwierige Kind. Kinder sind hoffnungs- und verheissungsvoll, das «liebe Kind» ist ein Sonnenschein, das «missratene Kind» ein harter Prüfstein! Eltern und Lehrer wissen um diese Problematik. Der kleine Sonnenschein erheitert das Gemüt, bringt zum Lachen und nimmt dem Alltag jeden bitteren Geschmack. Der «vom rechten Weg» abgekommene Sohn oder die Tochter wühlen die Seele des erwachsenen Begleiters schmerzlich auf, stellen dauernd in Frage und zehren empfindlich am Lebensnerv. Selbstvorwürfe fressen die Kräfte auf. Sorgen mit Kindern – welcher Art sie auch sein mögen – gehören zu den belastendsten im Leben. Ich erkenne darin ein Zeichen, wie ernst wir Kinder nehmen und wie bedeutungsvoll sie für unser Dasein sind!

In einem der humorvollsten und witzigsten Berichte des Neuen Testaments beherrscht auch mit einemmal ein Jüngling die Szene. Ob er wohl überhaupt ein Sorgenkind war, der häufig Ärger verursachte? Ich habe ihn diesbezüglich in Verdacht. Wir lesen in der Apostelgeschichte (20, 7–12):

«Am Abend vor dem Sonntag kamen wir zum Mahl des Herrn zusammen. Paulus sprach zu den Versammelten, und weil er zum letztenmal mit ihnen zusammen war – denn er wollte am nächsten Tag weiterreisen –, dehnte er seine Rede bis Mitternacht aus. In unserem Versammlungsraum im obersten Stock brannten zahlreiche Lampen. Auf der Fensterbank sass ein junger Mann mit Namen Eutychus. Als Paulus so lange sprach, schlief er ein und fiel drei Stockwerke tief aus dem Fenster. Als man ihn aufhob, war er tot.

Paulus aber ging hinunter, legte sich auf ihn, umfasste ihn und sagte: «Macht euch keine Sorgen, er lebt!» Dann ging er wieder hinauf, teilte das Brot aus und ass mit ihnen. Er sprach noch lange mit ihnen und verabschiedete sich erst, als die Sonne aufging. Den jungen

Mann brachte man gesund nach Hause, und alle waren von grosser Freude erfüllt.»

Natürlich tröstet es mich als Pfarrer sehr, dass bereits bei einer Rede des grossen Apostels Paulus einer eingeschlafen und dies erst noch in der Heiligen Schrift belegt ist! . . . Der Kummerbub Eutyclus schläft bei der Predigt ein, fällt gar aus dem Fenster und bringt alles in Bewegung. Die einen werden sagen: konnte sich nicht zusammenreissen, der Junge; hätte sich früher niederlegen sollen; auf keinen Fall hätte er die christliche Versammlung zu stören brauchen. Die anderen entgegnen vielleicht: Paulus hätte nicht die Zeit überziehen müssen; ist ja wohl verrückt, der Mann, bis Mitternacht an die Leute heranzureden; alles hat seine Grenzen. Man könnte noch hinzufügen: Es ist überhaupt ein gutes Zeichen, dass ein Jugendlicher wie Eutyclus den Worten des Apostels bis tief in die Nacht hinein lauschte; er war immerhin dabei; er hat sich um die Sache Christi interessiert. So gesehen, wäre Eutyclus gar kein Kummerbub, sondern ein Musterknabe!

Fest steht, dass unser Bericht den Eifer Pauli nicht ohne Heiterkeit bezeugt. Mit gleicher Bestimmtheit werden jedoch die Bemühungen des Predigers nicht ins Lächerliche gezogen. Paulus ahnte um seine ablaufende Zeit. Er wusste um die letzte Möglichkeit, das Evangelium in Troas zu verkündigen. Diese Chance nahm er wahr. Nochmals predigte er mit aller Energie vom gekreuzigten und auferstandenen Christus, der die Welt mit Gott versöhnte – ein Gedanke, der uns in der Adventszeit willkommen ist! Wieviele Gelegenheiten bieten sich uns in dieser verheissungsvollen Zeit an, mit Gott und den Mitmenschen ins Reine zu kommen, Unterlassenes nachzuholen, Vertanes wieder gutzumachen! Ja, es ist so: Gott hat in Jesus Christus die Welt mit sich versöhnt, und jetzt werden wir doch nicht so unbelehrbar sein, die Versöhnung mit unseren Nächsten nicht auch zu suchen!

Die Adventszeit benutzen wir zur inneren und äusseren Vorbereitung auf das Weihnachtsfest. Sie ist die Wegbereitung des Herrn,

jenes Herrn, der als Mensch geboren wurde und darum unsere Sorgen kennt; jenes Herrn, der uns im Bruder und in der Schwester begegnet. Wie wir ihn aufnehmen, wie wir ihn, den Geist der Versöhnung und des Friedens, unter uns wohnen lassen, darin entscheidet sich unser Leben! Denn dadurch werden wir zu neuen Menschen in Christus, zu Menschen, die mit den Augen des Herzens beurteilen; zu Menschen, die ihr Leben nicht nach kühler Berechnung ausrichten; zu Menschen, die selber leben und andere leben lassen; zu Menschen, die lieben.

Solche Verkündigung mag Eutyclus gehört haben – und es muss ihm dabei wohl gewesen sein. Es muss ihm gefallen haben, sonst wäre er nicht so lange geblieben. Paulus hat viele Leute angesprochen – die Jungen fanden nur noch in den Fensternischen Platz. Paulus hat auch junge Leute angesprochen, und es muss mit den vielen Lampen, welche in die dunkle Nacht hinausleuchteten, romantisch und heimelig gewesen sein!

Da plötzlich geschah das Unfassbare: Ein dumpfer Aufprall erschreckte die gebannt horchenden Zuhörer. Eutyclus schlief ein und stürzte zu Tode. Die Apostelgeschichte erzählt nun das Wunder einer Wiederbelebung durch Paulus, wie wir es von Elia und Elisa her kennen (1. Könige 17, 21–22 und 2. Könige 4, 34). Paulus machte also wieder gut, was er ohne Rücksicht auf Verluste durch seine lange Predigt angerichtet hatte. Wir schliessen daraus: Letztlich kann das Hören des Wortes Gottes nur ein Segen sein! Das wird hier eindrücklich durch alle Widerwärtigkeiten menschlicher Schwächen hindurch dokumentiert.

Ich möchte den «Fall» des Eutyclus aber nicht nur konkret, sondern auch symbolisch gedeutet sehen. Auch wenn wir uns im Hause des Herrn befinden, auch wenn wir die Frohe Nachricht von Jesus Christus dauerhaft vernehmen, sind wir nicht vor «Fällen», vor Rückfällen und Ausfällen, vor Stürzen gefeit. Der Tod kann seine Fittiche jederzeit über uns breiten. – Doch das soll nicht das Letzte sein! Behutsam und liebevoll werden wir wie Eutyclus zurückge-



führt. Paulus nahm sich seiner besonders an und drückte ihn an sich. Und nicht von ungefähr ist im biblischen Zeugnis nachher vom gemeinsamen Mahl des Herrn die Rede – war's der Tod der Sünde, der uns heimsuchte, so empfangen wir die Vergebung im Abendmahl; war's der Tod des Leibes, der uns ereilte, so wartet das letzte Essen im Himmel auf uns!

Warum aber rücken wir immer wieder von Gott ab? Martin Buber überlieferte uns dazu eine Kurzgeschichte:

«Ein Schüler fragte den Baalschem, einen Meister des Judentums: 'Wie geht das zu, dass einer, der an Gott hängt und sich ihm nahe weiss, zuweilen eine Unterbrechung und Entfernung erfährt?' Der Baalschem erklärte: 'Wenn ein Vater seinen kleinen Sohn will gehen lehren, stellt er ihn erst vor sich hin und hält die eigenen Hände zu beiden Seiten ihm nah, dass er nicht falle, und so geht der Knabe zwischen den Vaterhänden auf den Vater zu. Sowie er aber zum Vater herankommt, rückt dieser um ein wenig ab und hält die Hände weiter auseinander, und so fort, dass das Kind gehen lerne.'»

Eutyclus – Musterknabe oder Kummerbub? Oft geht beides in eines! Die Lebensläufe von wertvollen Menschen sind vielfach nicht ohne Tragik. Wo Gott in unser Leben eingreift, wo wir unser Leben für Gott öffnen, da bleiben Überraschungen nicht aus. Das Gegenstück wäre die absolute Planung, die nichts dem Zufall, aber auch gar nichts dem Wirken Gottes überliesse. Es ist gefährlich, wenn alles so abläuft, wie wir Menschen es wollen. Der Wille Gottes gestaltet sich nicht selten anders, da Gott selber der ganz Andere ist. Einem Leben mit ihm mangelt es nicht an Spannung.

Das dürfte Eutyclus gemerkt haben. Du auch?



Der warnende Junge

2. Advent

Die zweite Adventskerze brennt in unserer heimatlichen St. Martinskirche zu Gretschins. Mit jedem Sonntag nimmt das Licht zu, wird unsere Erwartung und Freude grösser – Weihnachten, die Feier der Geburt unseres Heilandes, steht vor der Tür.

Nicht selten erscheinen Kinder als Retter in der Not. Von Paulus, den durch die Juden verfolgten und schliesslich gefangengesetzten Verkündiger des Christentums, berichtet ein gern übersehener oder überlesener Abschnitt aus der Apostelgeschichte (23, 11–24):

«In der folgenden Nacht aber trat der Herr zu Paulus und sagte zu ihm: 'Nur Mut! Du bist hier in Jerusalem für mich eingetreten; du sollst es auch in Rom tun.'

Am nächsten Morgen beschlossen einige Juden einen Anschlag gegen Paulus. Sie schworen, nichts zu essen und zu trinken, bis sie ihn umgebracht hätten. Mehr als vierzig Männer beteiligten sich an dieser Verschwörung. Sie gingen zu den führenden Priestern und Ratsältesten und weihten sie ein: 'Wir haben feierlich geschworen, nichts zu essen und zu trinken, bis wir Paulus getötet haben. Schickt also zum Kommandanten der römischen Garnison und lasst Paulus noch einmal vorführen. Gebt vor, ihr wolltet ihn noch genauer verhören. Wir halten uns bereit und bringen ihn dann auf dem Weg hierher um.'

Aber ein Neffe von Paulus, der Sohn seiner Schwester, hörte von dem geplanten Anschlag. Er ging in die Kaserne und erzählte Paulus davon. Der rief einen Offizier und sagte zu ihm: 'Bring diesen jungen Mann zum Kommandanten! Er hat eine wichtige Nachricht für ihn.' Der Offizier brachte ihn zum Kommandanten und sagte: 'Der Gefangene Paulus hat mich rufen lassen und mich gebeten, diesen jungen Mann zu dir zu führen. Er soll eine wichtige Nachricht für dich haben.'

Der Kommandant nahm den jungen Mann beiseite und fragte ihn:

'Was hast du mir zu berichten?' Da erzählte er: 'Die Juden wollen dich bitten, Paulus morgen noch einmal vor ihren Rat zu bringen, damit sie ihn noch genauer verhören können. Aber du darfst ihnen nicht glauben, denn mehr als vierzig Männer planen einen Anschlag. Sie alle haben geschworen, erst wieder zu essen und zu trinken, wenn sie Paulus getötet haben. Sie halten sich bereit und warten nur darauf, dass du ihn herausführen lässt.' Der Kommandant sagte: 'Verrate keinem, dass du mir davon erzählt hast!' Dann liess er den jungen Mann gehen.

Der Kommandant rief sofort zwei Offiziere und befahl ihnen: 'Sorgt dafür, dass zweihundert Schwebewaffnete, siebzig Reiter und zweihundert Leichtbewaffnete sich für neun Uhr heute abend zum Abmarsch nach Cäsarea fertigmachen. Besorgt ein paar Reittiere für Paulus und bringt ihn sicher zum Prokurator Felix!'

Die Zärtlichkeit und das Überraschende an dieser Überlieferung werden oft ausser Acht gelassen. Retteten bei anderen Gelegenheiten Mitchristen Paulus aus bedrohlichen Situationen, so war es in diesem Fall ein aufmerksamer Familienangehöriger, der Neffe, der Sohn von der Schwester des Paulus. Dieser erfuhr von der gefährlichen Verschwörung gegen seinen lieben Onkel, die sehr ernst zu nehmen war, hatten doch mehr als vierzig Männer gelobt, bis zu dessen Tod weder zu essen noch zu trinken! Der Junge machte sich schnurstracks auf und davon, um Paulus zu warnen. Der Gefangene schickte ihn in Begleitung eines Offiziers zum Kommandanten. Der hartgesottene Kommandant der römischen Besatzungsmacht «nahm den jungen Mann beiseite und fragte ihn: 'Was hast du mir zu berichten?'

» Von da an war alles Unheil abgewendet. Das an Paulus ergangene Wort des Herrn erfüllte sich: «Nur Mut! Du bist hier in Jerusalem für mich eingetreten; du sollst es auch in Rom tun.» Wo sonst hört in einer solch gespannten und brenzligen politischen Lage ein Tribun, ein Oberst, auf einen Jungen vertraut und glaubt ihm? Die jüdischen Behörden, die führenden Priester und Ratsältesten waren durch ihr Mitwissen am Komplott beteiligt, und die römische Obrigkeit konnte

niemals wagen, es mit den Angesehenen im besetzten Land zu verderben. In dieser heiklen Situation stand zwischen den Mächten und den Mächtigen ringend der ohnmächtige Knabe, der sich für Paulus, seinen Onkel, einsetzte. Und es wurde ihm dank eines hellhörigen Kommandanten gegeben, mit seinem ehrlichen Einstehen für die gute Sache die Wende der Lage herbeizuführen! Paulus hatte sich als jüdisch-römischer Doppelbürger auf das kaiserliche Gericht in Rom berufen, auf dass dort beurteilt würde, ob er wegen seiner Christusverkündigung wirklich als Volksauführer gälte. Nach Rom sollte er denn auch kommen. Der Neffe hatte nun das seine dazu beigetragen.

Dieses Beispiel eines warnenden und rettenden Jungen steht nicht allein. Wir Schweizer erinnern uns an die Geschehnisse einer Julinacht des Jahres 1343, die unter dem Titel «Die Mordnacht von Luzern» in die Geschichte eingegangen sind. Freunde Österreichs, zumeist reiche Leute, welche österreichische Lehen innehatten und entsprechende Einkünfte bezogen, gedachten damals, im Freiheitskampf der Stadt einen gewaltsamen Umschwung herbeizuführen. Damit die Verschwörer einander erkennen konnten, verabredeten sie, Röcke mit roten Ärmeln anzuziehen. Ihr Anschlag aber wurde rechtzeitig entdeckt, wobei ein Bursche eine besondere Rolle spielte. Ein Chronist berichtet:

«Um Mitternacht sammelten sich die Leute mit den roten Ärmeln still in der Nähe der Trinkstube der Schneider. Da kam ein Knabe daher. Als er die Leute flüstern hörte und Harnische im Mondschein aufleuchten sah, wollte er fliehen. Aber einige sahen ihn, eilten ihm nach, fingen ihn und drohten, wenn er schreie, müsse er sogleich sterben. Sie verlangten, dass er schwöre, keinem Menschen etwas von der Sache zu sagen. Der Knabe tat das, damit er nicht getötet werde. Auch gab er sich den Anschein, als wolle er bei ihnen bleiben. Bald scharten sich immer mehr Männer zusammen und sprachen eifrig von dem, was sie in dieser Nacht erreichen wollten. Der Knabe hörte alles. Als er merkte, dass niemand mehr auf ihn achtete, schlich er

sich leise davon. In der nächsten Gasse schaute er sich um, ob irgendwo noch Licht brenne. Da sah er, dass die Fenster in der Stube der Metzger hell erleuchtet waren. Hierüber war er froh, trat ein und setzte sich hinter den Ofen. Viele Leute sassen noch beisammen, spielten und tranken. Jetzt begann der Knabe hinter dem Ofen zu reden: 'O Ofen, Ofen!' – Dann schwieg er. Die Gäste achteten seiner kaum.

Nach einer Weile fing er wieder an: 'O Ofen, Ofen, dürfte ich doch reden!' Da hörten ihn die Gesellen und herrschten ihn an: 'Was treibst du da für Possen hinter dem Ofen? Was hat er dir getan? Bist du ein Narr, oder was fehlt dir?'

Er antwortete: 'Ach, nichts, nichts, ich sage nichts.'

Nach einem Augenblick fing er jedoch zum dritten Mal laut zu sprechen an: 'O Ofen, Ofen, dir muss ich es klagen; denn ich darf es keinem Menschen sagen. Beim Haus der Schneider sammeln sich Leute und wollen in dieser Nacht die eidgenössisch gesinnten Bürger unserer Stadt ermorden, wenn es ihnen niemand wehrt. Das sage ich dir, Ofen, es ist die Wahrheit.'

Als die Gesellen das hörten, fragten sie nicht weiter, sondern eilten weg und verbreiteten allenthalben in der Stadt, was sie vernommen hatten. So wurde jedermann gewarnt, und man konnte das Unheil verhüten.»

An meinem früheren Wirkungsort im bündnerischen Prättigau wurde mir etwas Ähnliches erzählt: Die Sage weiss zu berichten, dass sich im 17. Jahrhundert vom Berg herab ein Knabe zu Tode gerufen habe, als er vor dem anrückenden Feind warnte . . . Nur Patriotismus? Gewiss, doch es geht uns jetzt nicht darum. Das Anliegen reicht tiefer: Oftmals wissen Kinder und Jugendliche mehr als wir Erwachsenen. Sie verfügen über eine besonders feine «Antenne» für gefährvolle Momente. Sie sind noch ganz und reagieren empfindlich auf alles, was diese Ganzheit und den Frieden zerstört. Die Jungen sehen noch nicht die Interessen der Erwachsenenwelt. Der Machtgedanke und das Streben nach Ruhm und Reichtum sind ihnen fremd – sie

schauen auf eine andere Macht, einen anderen Ruhm und einen anderen Reichtum. Sie wollen gesunde Wälder, in denen sich spielen lässt; gute Luft, die man atmen kann; unverbaute Städte und Dörfer, in denen man leben mag; harmonische Familien und intakte Gesellschaftsformen, welche die freie Entfaltung ermöglichen.

Wenn wir sie vermehrt beiseite nehmen – wie jener Kommandant den Neffen des Paulus – und sie fragen: «Was hast du mir zu berichten?», dann warnen sie uns auch vor tödlichen Gefahren.

Die drei Beispiele handeln alle im öffentlichen Bereich. Mir scheint, was wir unseren Söhnen und Töchtern nicht erklären und begreiflich machen können, entbehrt auch der Daseinsberechtigung im gesellschaftlichen Leben. Was soll der Rüstungswahnsinn? Was soll der Wohlstandstaumel? Was soll der Geschwindigkeitsrausch? Alles spricht von Fortschritt, und wir entwürdigen uns dabei nur zu Computerproletariern in den Zentren phantomgesteuerter oder schon ganz führungsloser Macht- und Sachzwangsapparate!

Das warnende – und, wo es gehört wird, das rettende – Kind, erkennen wir ganz und gar unidyllisch in der Krippe vom Stall zu Bethlehem. Der menschgewordene Gott, klein und nackt, in der Nase den Geschmack des Heus, durchsetzt vom Geruch des dampfenden Mistes.

Das Jesuskind: ein Protest gegen Gewalt und Zerstörung, gegen den Pakt mit der Macht, die Gier nach dem Geld.

Das Kind warnt. Es will, dass wir unsere Kräfte in den Dienst des Bleibenden stellen; in den Dienst gegen die Armut, für den Frieden und die Liebe in einer kalten Welt einsetzen. Auch wenn wir daran scheitern sollten, wie Christus schliesslich selbst gescheitert ist. Auch wenn man uns für dumm hält. Gerade dadurch kann sich die neue Welt öffnen, in welcher andere Massstäbe gelten, aber auch ein anderes, besseres Leben herrscht! –

Machst du mit? Bist du mit mir bereit, dich zum Kind niederzubücken und darauf zu horchen, was es uns zu sagen hat? Wovon es warnt, wozu es anregt? Bist du bereit, mit mir ein Narr zu sein, ein

Kindernarr, der daran glaubt, dass Frieden sein kann?! Mehr noch:
der glaubt, dass schon der Traum davon den Frieden herbeilockt . . .

Christophorus und das Kind

Bei vielen Autofahrern baumelt das Medaillon mit dem kräftigen Mann, den Stock in der Hand und das Kind auf den Schultern, am Rückspiegel, andere haben es am Armaturenbrett angebracht.

Man weiss nicht viel über jenen Mann. Er gilt als Heiliger und kam als Heide aus Kanaan nach Samos in Lykien, vielleicht auch nach Sizilien. Von Wuchs war er ein Riese. Er empfing die Taufe und wirkte Wunder, wurde dann von Kaiser Dagus nach entsetzlichen Torturen hingerichtet. Da der historische Christophorus bis auf diese wenigen Angaben im dunkeln bleibt, entwickelte sich seit dem 12. Jahrhundert in Deutschland die bekannte Namenssage, in deren Mittelpunkt Christophorus als «Christus-träger» steht.

Vom 15. Jahrhundert an zählt er zu den Nothelfern, die gegen alle elementaren Gewalten wie Blitz, Unwetter, Wasser und Luft schützen sollen. Besonders wurde er zum Patron der Schiffer, Flösser, Pilger und – später – eben zum Schutzpatron der Autofahrer!

Nun aber zur Legende, die mittlerweile also acht Jahrhunderte alt ist. Sie bewegt das Herz. Etwas zutiefst Christliches muss darin verborgen sein, sonst hätte sie sich nicht so zäh gehalten.

«Ein Mann will nur dem Stärksten in der Welt dienen, da es ihm selber auch nicht an Muskelkraft fehlt.

Er macht sich auf die Suche und gerät zuerst an einen mächtigen König. Aber beim Lied eines durchreisenden Bänkelsängers beobachtet er, wie der Regent beim Wort 'Teufel' zusammensuckt. Zur Rede gestellt, bekennt der König, dass er nur vor einem in der Welt Angst habe: vor dem Satan. Und Phorus, wie der Fragende genannt wird, macht sich auf die Suche nach dem Bösen.

Er tritt in den Dienst eines gefürchteten Bandenchefs, der mit seiner Truppe raubend und mordend durch die Lande zieht. Eines Tages bemerkt Phorus, dass der Anführer einem Kreuz am Weg ausweicht. Jetzt sucht Phorus natürlich nach dem, der noch stärker sein muss.

Aber die Suche gestaltet sich schwierig. Erst ein Einsiedler kann



ihm den Hinweis geben, er solle Menschen durch den angrenzenden reissenden Fluss tragen, weil er so gross und stark sei. Dann diene er Christus, dem höchsten Herrn. Phorus nimmt sich den Rat des Alten zu Herzen und macht sich an die Arbeit.

Eines Nachts hört er eine Kinderstimme rufen: 'Phorus, bring mich hinüber!' Er tritt vor seine Hütte, kann aber niemanden finden. Erst beim dritten Ruf erkennt er ein Kind, das er nun auf seine Schultern setzt. Phorus wadet mit dem Kleinen durch das Wasser, da wird ihm die Last mit einemmal immer schwerer, und das Wasser steigt bedrohlich höher und höher. Er fürchtet zu ertrinken und glaubt, die ganze Welt läge auf seinen Schultern.

'Mehr als die Welt trägst du auf deinen Schultern', sagt ihm das Kind, 'du trägst den Herrn, der diese Welt erschaffen hat. Ich bin Jesus Christus, dem du in deiner Arbeit dienst.' Und das Kind drückt ihn noch ganz unter Wasser und tauft ihn. Auf sein Geheiss hin steckt Phorus seinen Stab neben der Hütte in die Erde, und siehe da, am nächsten Morgen grünt er und blüht und trägt Früchte!

Dieses Ereignis hat Phorus den neuen Namen 'Christo-phorus', das heisst 'Christus-träger', eingebracht.»

Soweit die Legende. Phorus will nicht irgendeinem, sondern dem Stärksten dienen. Er möchte die Gewähr haben, dass das, was er macht, hält; er wünscht Sinnvolles zu leisten, nicht Oberflächliches. Er ist ein Suchender!

Zunächst kommt Phorus zu einem König, wo er allen Glanz der Welt findet und alle Pracht kennenlernt. Er stellt sich in den Dienst der legalen Macht. Dann gerät Phorus an einen Bandenchef, wo er Bekanntschaft mit illegaler Macht, Niedertracht, Raub und Mord schliesst und sich in den Dienst der Unterwelt stellt.

Ergeht es uns nicht hie und da auch so, dass wir die Stärke suchen und dabei zu allen möglichen Mitteln greifen, zu probaten und aprobaten? Gemäss dem Wort: «Der Stille wird gemieden, der Wilde hat den Sieg». Der feinfühligke Phorus jedoch merkt: Bei beiden, beim König und beim Bandenchef, ist Angst, denn hier wird mit Macht

gearbeitet. Macht und Gewalt erzeugen immer Gegenmacht und Gegengewalt. Das spürt er und bleibt nicht länger.

Die Suche nach dem, der noch stärker ist, gestaltet sich schwierig. Phorus macht einen Lern- und Reifeprozess durch. Endlich weiss ihm ein Einsiedler einen guten Rat. Phorus soll den Menschen über den nahen, reissenden und gefährlichen Fluss helfen. Darin liegt der Hinweis verborgen, dass Phorus nicht in die Ferne schweifen und nicht auf fremde Herren, sondern auf sich selbst bauen soll. Nun steht kein König oder Bandenchef mehr über ihm, er befindet sich nicht im Windschatten anderer, er selbst ist nun jemand!

Da plötzlich vernimmt er eine feine Kinderstimme und kann den Kleinen erst beim dritten Ruf erkennen. War es vorher die Macht, so kommt jetzt mit dem kleinen Kind, das uns an Weihnachten erinnert, die Machtlosigkeit daher. Phorus setzt das Kind auf seine Schultern. Es wird immer schwerer und schwerer, das Wasser steigt immer höher und höher. Gaben, welche zu Auf-gaben werden, drücken. Wenn wir tun, was uns aufgetragen ist, bekommen wir Gewicht, das ausgehalten werden muss, das belastet, aber auch heilig und «tauft».

Phorus erfährt das in diesem Moment. Er trägt Christus, den Herrn der Welt, das Kind, das auf einmal so schwer wie Blei wird!

C. G. Jung hat dieses eigenartige Phänomen als «typischen Aspekt des 'Kleiner als klein und Grösser als gross'» bezeichnet – das Göttliche, Allmächtige im Kleinen, Ohnmächtigen! Phorus hat sich darauf eingelassen und ist so zum Christo-phorus, zum Christus-Träger, geworden. Die Tiefenpsychologie identifiziert gelegentlich den Mann mit dem Ich im Menschen, das Kind mit dem Selbst. So gelangte Paul Schwarzenau zum Schluss: «Wo das Ich zum Träger und Diener des Selbst wird, wird der Stab des Weges zur Palme des Lebens und Sieges, die Blätter und Früchte trägt.»

Der Werdegang von Christophorus zeigt uns beispielhaft, wie sehr das Grosse im Kleinen verborgen liegt, wie das Gewaltige im Ohnmächtigen erscheint und das Aufregende im Unspektakulären beschlossen ist!

Ausklang: Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder . . .

3. Advent

Das zunehmende Licht des Adventskranzes lenkt unsere Blicke immer mehr von uns weg auf das Kind in der Krippe, dessen Fest wir bald feiern. Kleinliche Sorgenkrämereien treten zurück. Im Verlauf heilsamer Besinnung mag uns die Frage beschäftigen, was wohl für die Ewigkeit und das Reich Gottes taugt? Wer ist dort der Grösste? In der Welt scheint dies ja recht klar zu sein – sie hat ihre gekrönten und ungekrönten Häupter, sie hat ihre Stars. Wie aber steht es damit in der neuen Welt? Diese Frage bewegte auch die Jünger Jesu. Sie stellten sie in redlichem Bemühen ihrem Meister (Matthäus 18, 1–5):

«Um diese Zeit kamen die Jünger zu Jesus und fragten ihn: 'Wer ist in der neuen Welt Gottes der Grösste?' Da rief Jesus ein Kind herbei, stellte es in ihre Mitte und sagte: 'Ich versichere euch, wenn ihr euch nicht ändert und den Kindern gleich werdet, dann könnt ihr in Gottes neue Welt überhaupt nicht hineinkommen. Wer so wenig aus sich macht wie dieses Kind, der ist in der neuen Welt Gottes der Grösste. Und wer in meinem Namen solch ein Kind aufnimmt, der nimmt mich auf.'»

Wir können uns gut vorstellen, dass die Jünger nach dieser unkonventionellen Antwort ziemlich sprachlos und überrascht waren! Kein Wort von bleibenden Verdiensten, von bedeutenden Leistungen und dauerhaften Anstrengungen! Im Gegenteil: Der Grösste ist der Kleinste, der Erste der Letzte, der Gewinner der Dienende. Die Antwort fiel ketzerisch, paradox aus. Sie löst eigentlich in merkwürdiger Weise die Frage auf und wirft jeden auf sich selber zurück.

Jesus rief ausgerechnet ein Kind herbei. Dieses und niemand anderen stellte er in die Mitte und forderte die Umstehenden zur Sinnesänderung auf. Zweifellos wollte er aus jedem ein erwartungsvolles Kind machen, das den Zugang zum Vater aller findet.



Beschämt merken wir, wie wenig Eingang dieser entscheidend wichtige Neuansatz Jesu in unser Leben gefunden hat. Die Sprachlosigkeit der Jünger dauert an. Die Dichter, feine und empfindsame Gemüter, haben gerade bei diesem Jesuswort Halt gemacht. Albin Zollinger:

*Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder,
Den Augenblick nicht so erfüllt
Mit dieser Glaubenseele Blinder,
Bleibt euch des Lebens Kern verhüllt.*

Peter Rosegger:

*Ich bin ein Kind und bleib ein Kind,
weil ich nur so den Himmel find.*

Und Johann Wolfgang von Goethe, der in den «Leiden des jungen Werthers» (29. Junius) eindrücklich geschrieben hat:

«Ja, lieber Wilhelm, meinem Herzen sind die Kinder am nächsten auf der Erde. Wenn ich ihnen zusehe und in dem kleinen Dinge die Keime aller Tugenden, aller Kräfte sehe, die sie einmal so nötig brauchen werden; wenn ich in dem Eigensinne künftige Standhaftigkeit und Festigkeit des Charakters, in dem Mutwillen guten Humor und Leichtigkeit, über die Gefahren der Welt hinzuschlüpfen, erblicke, alles so unverdorben, so ganz! – immer, immer wiederhole ich dann die goldenen Worte des Lehrers der Menschen: Wenn ihr nicht werdet wie eines von diesen! Und nun, mein Bester, sie, die unseresgleichen sind, die wir als unsere Muster ansehen sollten, behandeln wir als Untertanen. Sie sollen keinen Willen haben! –

Haben wir denn keinen! Und wo liegt das Vorrecht? – Weil wir älter sind und gescheiter! – Guter Gott von deinem Himmel, alte Kinder siehst du und junge Kinder und nichts weiter; und an welchen du mehr Freude hast, das hat dein Sohn schon lange verkündigt. Aber sie glauben an ihn und hören ihn nicht, – das ist auch was Altes! – und bilden ihre Kinder nach sich und – Adieu, Wilhelm! Ich mag darüber nicht weiter radotieren (schwätzen).»

Dichter sind es denn auch, die besonders empfindlich auf die Diskrepanz zwischen Erwachsenen- und Kinderwelt reagieren, so Peter Spangenberg, der zeigt, wie sehr es auf den Blick ankommt:

«'Sieh mal die Möwen!' schrie das Kind begeistert auf Deck.

'Lästige Fresser!' meinte der Vater.

'Wie schön sie fliegen!' sagte das Kind.

'Die scheissen uns gleich auf den Kopf!' sagte der Vater.

'Sie sind wie Silberflocken, die in der Sonne schwimmen!' meinte das Kind.

'Abschiessen sollte man die Biester!' sagte der Vater.»

Unvergesslich auch Gottfried Kellers Gedicht «Der Taugenichts»:

*Die ersten Veilchen waren schon
erwacht im stillen Tal;
ein Bettelack stellt' seinen Thron
ins Feld zum erstenmal.
Der Alte auf dem Rücken lag,
das Weib, das wusch am See;
bestaubt und unrein schmolz im Hag
das letzte Häuflein Schnee.*

*Der Vollmond warf den Silberschein
dem Bettler in die Hand,
bestreut' der Frau mit Edelstein
die Lumpen, die sie wand;*

*ein linder West blies in die Glut
von einem Dorngeflecht,
drauf kocht' in Bettelmannes Hut
ein sündengrauer Hecht.*

*Da kam der kleine Betteljung
vor Hunger schwach und matt,
doch glühend in Begeisterung
vom Streifen durch die Stadt,
hielt eine Hyazinthe dar
in dunkelblauer Luft;
dicht drängte sich der Kelchlein Schar,
und selig war der Duft.*

*Der Vater rief: «Wohl hast du mir
viel Pfennige gebracht?»*

*Der Knabe rief: «O sehet hier
der Blume Zauberpracht!*

*Ich schlich zum goldnen Gittertor,
so oft ich ging, zurück,
bedacht nur, aus dem Wunderflor
zu stehlen mir dies Glück!*

*O sehet nur, ich werde toll,
die Glöcklein alle an!*

*Ihr Duft, so fremd und wundervoll,
hat mir es angetan!*

*O schlaget nicht mich armen Wicht,
lasst Euren Stecken ruhn!*

*Ich will ja nichts, mich hungert nicht,
ich will's nicht wieder tun!»*

«O wehe mir geschlagnem Tropf!»
 brach nun der Alte aus,
 «mein Kind kommt mit verrücktem Kopf
 anstatt mit Brot nach Haus!
 Du Taugenichts, du Tagedieb
 und deiner Eltern Schmach!»
 Und rüstig langt' er Hieb auf Hieb
 dem armen Jungen nach.

Im Zorn frass er den Hecht, noch eh
 der gar gesotten war,
 schmiss weit die Gräte in den See
 und stülpt' den Filz aufs Haar.
 Die Mutter schmält' mit sanftem Wort
 den missgeratnen Sohn,
 der warf die Blume zitternd fort
 und hinkte still davon.

Es perlte seiner Tränen Fluss,
 er legte sich ins Gras
 und zog aus seinem wunden Fuss
 ein Stücklein scharfes Glas.
 Der Gott der Taugenichtse rief
 der guten Nachtigall,
 dass sie dem Kind ein Liedchen pfiff
 zum Schlaf mit süßem Schall.

C. G. Jung sagte: «Das Jesuskind ist solange eine kultische Notwendigkeit, als die Mehrzahl der Menschen noch unfähig ist, den Satz 'So ihr nicht werdet wie die Kinder' psychologisch zu realisieren.»
 Meiner Ansicht nach hat uns Jesus da eine Lebensaufgabe aufgetragen. Wir werden das Kind in der Krippe wohl immer nötig haben,

damit es uns auf eine andere, neue Welt hinweist, in welcher die duftende Hyazinthe mehr gilt als die harten Pfennige und die silberflockenen Möwen mehr als ihr lästiger Dreck! Deshalb bin ich immer wieder froh um die Weihnachtszeit. Sie gibt mir zu verstehen, dass ich bei mir anfangen muss und darf.

Ingeborg Bachmann verfasste die lehrreiche Erzählung «Alles», in der ein Vater seinen Sohn auf ganz andere Weise erziehen wollte:

«Ja, sonntags wanderte ich mit ihm durch den Wienerwald, und wenn wir an ein Wasser kamen, sagte es in mir: Lehr ihn die Wassersprache! Es ging über Steine. Über Wurzeln. Lehr ihn die Steinsprache! Wurzle ihn neu ein! Die Blätter fielen, denn es war wieder Herbst. Lehr ihn die Blättersprache!»

Leider musste der Vater bald einsehen:

«Aber da ich kein Wort aus solchen Sprachen kannte oder fand, nur meine Sprache hatte und nicht über deren Grenze gelangen konnte, trug ich ihn stumm die Wege hinauf und hinunter und wieder heim, wo er lernte, Sätze zu bilden, und in die Falle ging.»

Das Experiment schlug fehl, und der Vater zog daraus den Schluss:

«Lern du die Schattensprache. Lern du selber. Geh nicht zu weit. Lern erst das Weitergehen. Lern du selbst.»

So lenkt Weihnachten meinen Blick auf das Kind in der Krippe und wird letztlich zur Frage nach dem Kind – dem Gotteskind! – in mir. Dieses Kind ist der Grösste! Es formt mein Denken, mein Reden und Tun, mein Sein neu. Es steht in meiner Mitte, benommen vom Duft der Hyazinthe, hingerissen von den fliegenden Möwen, die Wasser-, Stein- und Blättersprache stammelnd – staunend vor dem Vater jenes Herrn, der die Grösse hatte, es zu rufen.

Im Kirchenlied (48, 10) singen wir nach den Worten von Paul Gerhardt:

*Weil denn weder Ziel noch Ende
sich in Gottes Liebe findet,
ei, so heb ich meine Hände
zu dir, Vater, als dein Kind;*

*bitte, wollst mir Gnade geben,
dich aus aller meiner Macht
zu umfassen Tag und Nacht
hier in meinem ganzen Leben,
bis ich dich nach dieser Zeit
lob und lieb in Ewigkeit.*

Mag die Welt davon halten, was sie will, als Christen sind wir

KINDER AM ANFANG UND AM ENDE!

Nachwort

Kinder zu vergöttern, wäre ihrem natürlichen Wesen abträglich. Das tun wir nicht. Ausserdem weiss man: Kinder sind nicht nur niedlich und friedlich, sondern zuweilen auch hässlich und böse. Selbst Jesus nannte kleine, zankende Spielverderber als Vergleich für Menschen, die zur Erkenntnis unfähig sind (Matthäus 11, 16–19).

Trotzdem gibt es auch das «göttliche Kind» und das Göttliche im Kind. Erwartungsvoller Ausdruck, zukunftssträchtiges Vorwärtsblicken, ehrliches und unverdorbenes Verhalten faszinieren uns. Es gibt auch das «Kind» als Symbol. Kinder sind noch ganz, wir Erwachsenen kaputt. Und es gibt in der Vision von der heilen Welt die «Heilige Familie», in der das Kind nicht fehlen darf. Bei aller heutigen Zerrissenheit sind wir auf diesen Mythos angewiesen, wemgleich die Bibel, über die Kleinfamilie hinausweisend, die Vorstellung von der einen grossen Familie, der Familie Gottes entwirft.

Die Arbeit an dieser Predigtreihe hat sich ähnlich wie bei den Predigten über Tiere *Wolf und Lamm* als wahre Schatzsuche entpuppt. Gehoben wurden immer wieder Kleinodien von tieferer Einsicht und wesentlichen Zusammenhängen. Ich ging von folgenden Fragen aus: Wo kommen Kinder in der Bibel vor? Was ereignet sich dort? Wie redet Gott durch Kinder? Indem ich das Kind in die Mitte stellte, bin ich auf Antworten gestossen, die für mich von grundlegender Bedeutung für ein ganzheitliches, gesundes Leben sind.

Die meisten Predigten wurden vom 19. August bis zum 16. Dezember 1984 in der St.Martinskirche von Wartau-Gretschins, hoch über der Ebene des St.Galler Rheintals, gehalten. Es ist mir ein Bedürfnis, der Gemeinde, den Mitarbeitern und Freunden, die mich in meinem Bestreben bekräftigt haben, herzlich zu danken. Ein besonderer Dank gilt meiner lieben Frau Susanne für die guten Gespräche und Impulse und die reiche Unterstützung.

In unseren überschaubaren ländlichen Verhältnissen kenne ich die Hörergemeinde im Kirchenraum noch persönlich. Weniger trifft dies auf die «Lesergemeinde» zu, die ich ermutigen möchte, mich ihre

Erfahrungen wissen zu lassen und mir zu schreiben, damit sich der Dialog zwischen Pfarrer und Gemeinde ausweitet zu einem Gespräch zwischen Leser und Autor. Auch ein Buch ist ja nichts Endgültiges. Es markiert nur einen Meilenstein auf dem langen Weg der Suche nach dem Leben.

Seit kurzem haben hinter den dicken Mauern meines heimeligen Studierzimmers im Gretschinser Pfarrhaus Marienkäfer Zuflucht gefunden. Einmal habe ich deren fünf gezählt. Während des Schreibens der Sonntagspredigten erscheinen sie gewöhnlich unter der warmen Pultlampe, kriechen behaglich über die Papierseiten, tummeln sichtlich vergnügt im Licht und fliegen an mein Hemd. Die beharrliche Regelmässigkeit, mit der sich die kleinen Freunde zu meinen Studien einfinden, rührt mich. Ich deute die lustigen Gespielen als Glückskäferchen. Glück wünsche ich auch dem Leser, dem ich mich in der Sehnsucht danach stark verbunden fühle!

Wartau-Gretschins SG,
Neujahr 1985

Jakob Vetsch

Benutzte Literatur (Auswahl)

- Ariès, Ph. Geschichte der Kindheit. München 1980, 3. Auflage
- Hauss, F. Biblische Gestalten. Neuhausen-Stuttgart 1983, 3. Auflage
- Hoffsümmer, W. 255 Kurzgeschichten. Mainz 1982, 2. Auflage
- Jung, C. G./Kerényi, K. Kurzgeschichten 2. Mainz 1983
- Kinderbriefe an den
lieben Gott Einführung in das Wesen der Mythologie. Das göttliche Kind/Das göttliche Mädchen. Hildesheim 1982, 2. Auflage
- Korczak, J. Gütersloh 1983, 9. Auflage
- Kreis, R. Die Kinder der Bibel. Gütersloh 1982
- Die verborgene Geschichte des Kindes in der deutschen Literatur. Stuttgart 1980
- Liebe Mutter Eine Sammlung von Elisabeth Borchers. Frankfurt am Main 1980, 4. Auflage
- Schwarzenau, P. Das göttliche Kind. Der Mythos vom Neubeginn. Stuttgart 1984.
- Vetsch, J. Ds Goldbrünneli. Eine Sagensammlung aus Klosters und Umgebung. Klosters 1982
- Weber, H. R. Jesus und die Kinder. Hamburg 1980
- Welch ein Geheimnis Kleine Kostbarkeiten. Zürich/Stuttgart, 3. Auflage o. J.

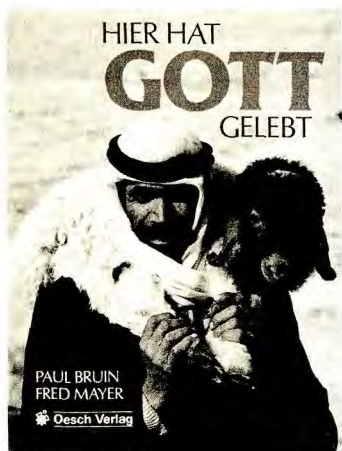
Die Bibelzitate folgen in den meisten Fällen der von der Deutschen Bibelgesellschaft 1982 herausgegebenen Übersetzung «Die Bibel in heutigem Deutsch».

Die Liednummer bezieht sich auf das seit 1952 geltende «Gesangbuch der evangelisch-reformierten Kirchen der deutschsprachigen Schweiz».

Bücher für positive Lebensgestaltung

Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gelebt.

JOHANNES-EVANGELIUM 1,14



Paul Bruin/Fred Mayer

Hier hat Gott gelebt

Auf den Spuren Jesu im Heiligen Land
256 Seiten,
mit 152 farbigen meist grossformatigen Fotos,
Leinen mit Schutzumschlag

Das Heilige Land zu zeigen, wie es sich uns heute darbietet, zerfurcht von den Spuren der Vergangenheit und verwittert von den Stürmen der Geschichte, ist die Absicht dieses Bildbandes. In den grossformatigen farbigen Bildern von Fred Mayer sehen wir den irdischen Wirkungsbereich Christi greifbar nahe, und unser biblisches Erleben wird plastischer als je zuvor. Bei aller theologischen Gründlichkeit ist die textliche Darstellung anschaulich, überzeugend und lebensnah. Sie stellt Jesus hinein in die Welt, in der er wirkte und starb, in der er wandelte, lehrte und litt.



OESCH VERLAG

Industriestrasse 54, CH-8152 Glattbrugg-Zürich

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung. Bitte verlangen Sie das kostenlose Gesamtverzeichnis «Bücher für positive Lebensgestaltung» direkt beim Verlag.

Bücher für positive Lebensgestaltung

Wenn ein Mensch in seiner Dachkammer ein Verlangen hegt, das stark genug ist, setzt er von seiner Dachkammer aus die Welt in Brand.

ANTOINE DE SAINT-EXUPÉRY



Frank C. Laubach

Die stärkste Kraft der Welt - das Gebet

124 Seiten, Leinen mit Schutzumschlag

Nur wenige Bücher über das Gebet haben Herz und Interesse der Öffentlichkeit so angesprochen wie dieses. Seit seinem Erscheinen konnte Auflage um Auflage nachgedruckt werden.

Dr. Laubach regte zahllose Menschen an, im Gebet Kraft und Hilfe zu suchen und sich wieder vertrauensvoll Gott zu nähern. Er betrachtet das Gebet als die mächtigste, grenzenlose Kraft, die in unserer Welt alles zu vollbringen vermag. Dieses Buch schrieb Dr. Laubach, um dem Leser Gott wieder zurückzubringen und ihm den Weg zum Gebet zu öffnen.



OESCH VERLAG

Industriestrasse 54, CH-8152 Glattbrugg-Zürich

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung. Bitte verlangen Sie das kostenlose Gesamtverzeichnis «Bücher für positive Lebensgestaltung» direkt beim Verlag.

Bücher für positive Lebensgestaltung

Frisch angefangen ist schon halb getan. Was säumst du? Wag es auf der Stelle, weise zu sein.

HORAZ

NORMAN
VINCENT
PEALE
**HEUTE FANGT
DEIN
LEBEN AN**

Ein positives Wort für jeden Tag



 Oesch Verlag

Norman Vincent Peale

**Heute fängt
Dein Leben an**

Ein positives Wort für
jeden Tag.

260 Seiten, Leinen
mit Schutzumschlag.

N.V. Peale lässt Sie teilhaben an 366 wirksamen Meditationen, eine für jeden Tag. In dieser Sammlung von aufmunternden Gedanken und Aussprüchen werden Sie vieles finden, was Ihr Herz mit Hoffnung und Freude erfüllen wird. Dr. Peales «geistige Hilfen» zerstreuen Ihre Ängste und Zweifel, geben Ihnen Durchhaltevermögen und schenken Ihnen das Gedeihen und Gelingen Ihrer Wünsche und Pläne. Sie werden erfolgreicher, glücklicher, angeregter und reicher durch diese tägliche Bewusstseinsbildung.



OESCH VERLAG

Industriestrasse 54, CH-8152 Glattbrugg-Zürich

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung. Bitte verlangen Sie
das kostenlose Gesamtverzeichnis «Bücher für positive
Lebensgestaltung» direkt beim Verlag.

Ich bestelle durch meine Buchhandlung:

folgende Bücher aus Ihrem Verlag:

Anzahl	Autor/Titel:

Bitte senden Sie mir regelmässig und kostenlos Informationen über neue Werke aus Ihrem Verlag.

Name:

Vorname:

Strasse:

Plz./Ort:

Datum:

Unterschrift:

Diese Karte stammt aus dem Buch:



OESCH VERLAG AG
Industriestrasse 54
CH-8152 Glattbrugg

Jakob Vetsch, geboren 1954, stammt aus dem St. Galler Rheintal. Als Abkömmling einer Politikerfamilie absolvierte er das Wirtschaftsgymnasium. Nach der Matur entschied er sich auf Grund eines Traumes, Theologie zu studieren. In Basel und Freiburg i. Br. besuchte er als Werkstudent die Universität.

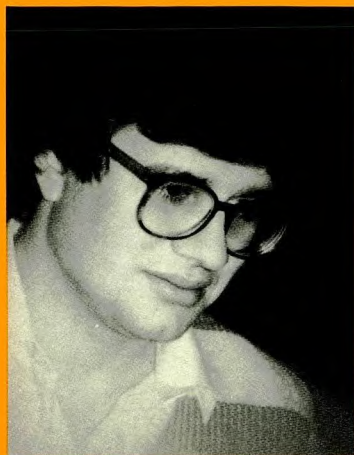
Von 1977 bis 1982 war Jakob Vetsch als Seelsorger in Klosters-Serneus tätig. Heute übt er das Pfarramt in seiner Werdenberger Heimat aus. Jakob Vetsch ist verheiratet und Vater von drei Kindern.

Veröffentlichungen:

Ds Goldbrünneli
Eine Sagensammlung aus Klosters und Umgebung. Klosters 1982

Wenn du dich sehnst
Bildmeditationen.
Bern, 1984

Wolf und Lamm
Predigten über Tiere.
Glattbrugg (Zürich), 1984



Sara stand im Rücken Abrahams am Zelteingang und hörte es. Lautlos lacht sie in sich hinein...

1. Mose 18, 1-16

Das Kind als Symbol: Kinder sind noch «ganz», unsere Erwachsenenwelt ist «kaputtgegangen». Die sechzehn Erzählungen dieses Buches handeln von Kindern, weil sie für das Gelingen unseres Lebens von entscheidender Bedeutung sein können.

Jakob Vetsch verarbeitet Episoden aus der Bibel, Dichterworte, Legenden und Erzählungen. Er lädt uns ein, bei und mit den Kindern zu verweilen, aber auch auf das Kind in uns selbst zu hören.

Geschichten für Kinderfreunde, aber auch für alle, die einen neuen Zugang zu sich selbst finden wollen.

